Hertha

oder

Geschichte einer Seele.

Skizze aus dem wirklichen Leben

von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Gottlob Fink.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1857.



Hertha

oder

Geschichte einer Seele.

Skizze aus dem wirklichen Leben

von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Gottlob Fink.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1857.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Kurze Besuche.

Nr. 1.

Professor Methodius sitzt, von Büchern und Tintenklecksen umgeben, an seinem Schreibtisch und arbeitet schwer, um mit der Nothwendigkeit und Macht der Axiome die Glieder in der Kette des Weltgedankens und der Weltereignisse zu verbinden. Auf diese Art, und mit dem Anfang anfangend, wird er axiomatisch und unwiderleglich darthun können, wie und wodurch das ganze Menschengeschlecht gebessert und beglückt werden kann! Es kommt, sagt der Professor, Alles auf die Vollständigkeit des Systems, auf die folgerichtige Durchführung der Methode in allen Puncten, sowie darauf an, daß nicht ein einziges Glied überhüpft wird. Noch hat der Professor sein System nicht recht zusammengebracht, noch läuft nicht Alles so in einander, wie es sollte, aber er sieht doch den Augenblick immer näher heranrücken, und jetzt wird, um den Anfang zu machen, der erste Bogen des großen Werkes: „Geschichte der Entstehung, Entwicklung, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Erde und des Menschengeschlechts" unter die Presse wandern. Mit geheimem Stolz und nicht

geringer Autorsfreude schreibt der Professor den pompösen Titel immer wieder um, bis er ihn recht auf- und zusammengefaßt zu haben überzeugt ist.

Auf der andern Seite des Zimmers sitzt Mimi Schwanberg und schreibt:

Lieber Gustav!

Offenbar bin ich die allerliebenswürdigste Schwester von der ganzen Welt, denn ich habe so eben fünf Einladungen ausgeschlagen und versäume mindestens siebenundzwanzig wichtige Commissionen, bloß um mich, Deinem gnädigen Befehl zufolge, hinzusetzen und Dich mit allerlei Klatschereien aus unserer guten Stadt zu unterhalten, welche Du in majestätsverbrecherischer Unehrerbietigkeit schlechtweg Klatschhausen zu tituliren Dich erfrechst. Das ist doch gar zu unverschämt! .... Vor allen Dingen verlangst Du Mittheilung über Papas und mein Befinden. Dank der Nachfrage! Papa schickt eben jetzt den ersten Bogen seines großen Werkes mit dem langen Titel, den ich nicht behalten kann, in die Druckerei. Er, Papa nämlich, ist glücklich über seinen Bogen und, wie gewöhnlich, engelgut und friedsam. Ich habe einen ganzen Haufen — Grillen im Kopf und darunter die große Sorge, wie ich für Tante Marianne ein Kleid bekommen soll, „nicht zu grob und nicht zu fein, nicht zu einfach und nicht zu prächtig, nicht zu alt und nicht zu jung, nicht zu ernst und nicht zu heiter, nicht zu kalt und nicht zu warm, nicht zu rautig, nicht gestreift und nicht zu theuer," nicht, ich weiß selbst nicht was, sondern geraderecht und passend. Ein leichtes und angenehmes Geschäft, nicht wahr? aber fort jetzt mit Grillen und

Sorgen! ich will Dir von allen Deinen „Inclinationen und Aversionen" in Kungsköping erzählen.

Zuerst vom Corsaren der Stadt, wie du Frau Hahnekamm titulirst, denn es ist wahrscheinlich, daß ich bald in Fehde mit ihr gerathen werde, obschon ich es lieber vermeiden möchte. Aber ich kann nicht mit Ruhe zusehen, wie die arme Amalie Hart verstoßen und unterdrückt wird wegen eines Fehltritts, den sie nun einmal begangen hat, aber mit Aufwendung aller ihrer Kräfte wieder gut machen will, was sie auch besser kann, als die meisten Mädchen in ihrer Lage. Und wenn Du hier wärest, so weiß ich, daß ich einen Ritter hätte bei diesem Kampf, von welchem ich jetzt nichts weiter sagen will. Frau Hahnekamm ist seit einiger Zeit ungemein thätig, geht in Häusern und Hütten aus und ein, und ihr Strickbeutel will fast zerplatzen von all den, ob nun gegründeten oder grundlosen, Neuigkeiten, die ihn anschwellen; ganz gewiß wird etwas Ungewöhnliches herauskommen, zum Mindesten ein Corsarenstückchen. Und nun zu Deinen Inclinationen; denn über sie gehen allerlei Gerüchte, und Du wirst Deiner ganzen Seelenstärke bedürfen, um sie mit Fassung zu ertragen.

Vor Allen Deine „Hauptinclination" Hertha. Sie scheint stark zu einem jungen Mann zu incliniren, dessen Pflegerin und Stütze sie seit der Feuersbrunst gewesen ist, und man behauptet, diese Zwei sollen künftig Eins werden, wozu ich von Herzen Glück wünsche, denn sie sind ein schönes und edles Paar. Wenn nur der alte Falk nicht Nein sagt, denn der junge Mann hat kein Vermögen. Inzwi-

schen ist Hertha bedeutend schöner und liebenswürdiger geworden, als früher, und — es ist sehr gut, daß Du in Deiner Expedition in Stockholm bist.

Folgt Deine „kleine Inclination“, Alice Taube. Lieber Bruder, nimm Dich in Acht! Es ist ein Adler da, der auf diese Taube lauert und sie in sein Nest entführen zu wollen scheint. Und es sieht aus, als sollte die alte Eule bald nur noch über fünf unversorgte Täubchen zu seufzen und sich zu grämen haben.

Deine „alte Inclination“ Ingeborg Eule! Ich bereite Dich darauf vor, lieber Bruder, daß sie nicht warten durfte bis Du kommst und Deinen Serviteur machst. Der gute Doctor Ehrenmann dürfte Dir zuvorkommen. Ich glaube, er ist auf dem besten Weg dazu. Dieser Tage setzte er sich in einer Gesellschaft, wo wir uns beide ziemlich langweilten, mir gegenüber und begann die Unterhaltung folgendermaßen:

„Hat sich Ingeborg Eule nicht seit einiger Zeit sehr verändert?“

„Wie meinen Sie das, Doctor?“

„Nun, sie ist jetzt so freundlich und thätig für Andere; sie sitzt nicht mehr den ganzen Tag da und stochert an ihrer Stickerei oder Toilette herum oder näht einfältige Putzsachen, wie sie sonst immer that; — sie kleidet sich einfach und putzt sich nicht mehr so auffallend heraus; sie ist nicht immer in Gesellschaften und beständig auf den Socken, sondern beginnt ganz einfach und gemüthlich zu werden.“

„Wenn,“ sagte ich, „manches Mädchen beständig auf den Socken ist, wie Sie es meinen, so ist der

Hauptgrund darin zu suchen, daß sie sich daheim unwohl und beengt fühlt. So war es bisher mit Ingeborg. Die Mutter ist kokett und heirathssüchtig auf Rechnung der Tochter und macht ihr das Leben sauer. Aber wenn Ingeborg sich viel mit ihrer Toilette beschäftigt und ihre Putzsachen selbst näht, so geschieht dies, weil sie dadurch Geld für andere Zwecke erspart, denn sie thut im Stillen viel Gutes und hat es immer gethan, so lang ich sie kenne."

„Ists möglich?" sagte der Doctor, augenscheinlich ebenso verwundert als gerührt. „Ich hätte sie eher für so ein feines Fräulein gehalten, das über arme Leute und über einfache ehrliche Menschen heimlich die Nase rümpfte."

„Da täuschen Sie sich," versetzte ich; „Ingeborg ist allerdings ein feines Fräulein, aber dabei auch ein gutes, edelsinniges Mädchen; sie hat ein warmes Herz für alle Nothleidenden, und schätzt Nichts so hoch als eine Persönlichkeit von wahrem Verdienst, wie z. B. Sie."

„Mich! . . ." rief der Doctor, indem er feuerroth wurde; „das ist nicht möglich."

Ich lachte und sagte: „Fragen Sie Ingeborg selbst, so werden Sie schon hören." Und ich erzählte ihm jetzt einige schöne Züge, die ich von ihr wußte. Unser guter Doctor hörte begierig zu und sah ganz herzwund aus, sagte aber bloß:

„Wie man sich doch täuschen kann!"

Und jetzt hege ich den Verdacht, daß diese beiden Leutchen, die sich bisher aus gegenseitiger Furcht einander nicht zu nähern wagten, dahin gelangen werden, daß sie — einander besser verstehen lernen.

Du verstehst mich. Ingeborg hat, das weiß ich, für den Doctor Ehrenmann schon lange ein Gefühl gehegt, das sie aber unerwiedert glaubte, und dies hat sie in seiner Anwesenheit befangen und schüchtern gemacht. Ich hoffe, daß Du diese Entdeckung mit Fassung ertragen wirst. Aber, mein armer Bruder, was wirst Du sagen, wenn ich jetzt auf Deine „fette Inclination" zu reden komme? Stelle eine Wasserflasche neben Dich, so lange Du dies liesest, und höre:

Wie Du weißt, gefalle ich mir darin, in allen fünf oder sieben Gesellschaftscirkeln und Coterien der Stadt zu sein, und so kam ich vor einiger Zeit in einer Gesellschaft dritten oder vierten Rangs auf einen der Subscriptionsbälle, die Du kennst. Des Hökerobermeisters Jönsson Frau und Töchter, Adelgunde und Concordia, waren da, alle drei so weiß, fett und üppig, wie man sichs nur von einer Familie wünschen kann, die, wie Du weißt, sehr viel auf gutes Fleisch hält. Ich suchte, wie gewöhnlich, mit Frau Jönsson, die mich sehr amüsirt, ein Bischen anzubinden, setzte mich daher beim Tanze neben sie und sagte: „Die Bälle hier sind doch recht angenehm und kosten nicht viel."

„Das kann ich just nicht sagen," antwortete Frau Jönsson verdrießlich; „jeder Ball kostet zwölf Schillinge, und heute Abend sind es nur vier Tänze, so daß also drei Schillinge auf den Tanz kommen. Dies ist theuer genug, sollte ich meinen. Und wie man beim Walzer rast! Da muß man ja gänzlich vom Fleische fallen. Ich bin überzeugt, daß Adelgunde von dem tollen Wirbeltanz ganz mager wird."

Als der Walzer vorüber war, rief Frau Jönsson ihre Adelgunde zu sich und ging mit ihr ins Vorzimmer hinaus. Ich folgte etwas neugierig und sah jetzt, wie die zärtliche Mutter eine große Butterbemme mit Mettwurst aus dem Beutel zog und Adelgunde diesen Proviant stehenden Fußes verzehren mußte.

„Sie wollen wohl der Wirkung des Tanzes auf das Fleisch entgegenarbeiten, Frau Jönsson?“ sagte ich etwas scherzhaft.

„Ja, das will ich,“ antwortete sie ganz ernsthaft; „Sie dürfen mir's glauben, man bekommt wahrlich das Fleisch, das man sich abtanzt, nicht so leicht wieder. Und noch dazu, wenn man verlobt ist — die Mädchen werden dann immer mager.“

„Verlobt?“ rief ich, „ist Adelgunde verlobt?“

„Freilich. Wissen Sie das noch nicht, Fräulein? Ja, sie hat sich neuerdings mit dem Lieutenant Krongranat verlobt. So wird sie jetzt eine kleine Gnädige. Ja, das will ich meinen.“

Ich gratulirte und wunderte mich; dabei sah ich Adelgunde an, die dastand, ihr Butterbrod mit Mettwurst verzehrte und ganz ruhig und fett und weiß, aber wirklich recht hübsch aussah.

„Nun das muß ich sagen,“ versetzte ich; „aber wo ist denn der Bräutigam?“

„Er ist nach Stockholm verreist, um einige Kleinigkeiten zu kaufen,“ antwortete Frau Jönsson, indem sie bedeutungsvoll mit den Augen blinkte, was halb und halb Adelgunde galt.

„Ah so, ich verstehe,“ sagte ich, „und jetzt wundere ich mich nicht mehr, wenn Mamsell Adelgunde

mager wird; es muß ein sehr beunruhigendes Gefühl sein, den Bräutigam so weit entfernt zu wissen, und namentlich in Stockholm."

„O, es hat keine Gefahr," sagte Adelgunde mit unerschütterlicher Ruhe.

„Denken Sie, wenn er fort bliebe!"

„O, es hat keine Gefahr; er kommt ganz gewiß wieder," meinte Adelgunde.

„Und wann soll die Hochzeit stattfinden, wenn ich fragen darf?"

„Zur Martinsgans," antwortete Frau Jönsson. „Ich denke, meine Gänse werden bis dahin gehörig fett sein. Wir werden eine große Hochzeit halten, denn die ganze Verwandtschaft muß eingeladen werden, und ich darf wahrlich die ganze Zeit über meine Hände nicht in den Schooß legen; von Adelgunde aber kann ich keine Hilfe haben, denn ich will nicht, daß sie sich mit der Arbeit abquälen und dadurch vom Fleisch fallen soll. Nein, da will ich lieber mich selbst halb todt schaffen. Das ist nun einmal das Schicksal der Mütter und der Welt Lauf."

Du siehst jetzt, lieber Bruder, der Welt Lauf mit Deinen Inclinationen in Kungsköping, und ich sehe von hier aus, wie das Dich angreift, ich sehe, wie Du auf den Ofen zugehst und — Deine Cigarre anzündest, und wie Du Dich dann auf den Sopha setzest, um sie zu rauchen.

Zur Strafe dafür mußt Du jetzt auch Einiges von unsern Vereinsgeschichten, von unserem Geschwisterbund anhören. Es geht damit besser, als Du, sowie Frau Eule und Comp. prophezeit hatten; ja, es geht so gut, daß es eine wahre Freude ist. Diese

neuen Familienverbindungen scheinen ganz besonders geeignet, die Leute auf gute Art mit einander bekannt zu machen; sie führen zu Freundschaften und auch zu Verbindungen noch wärmerer Art, dergleichen ich oben angeführt habe. Und dann diese Besuche in den Wohnungen der Armen, die Theilnahme an ihren Angelegenheiten; ich sage Dir, Bruder, daß dies mehr Gutes wirkt, als Du glaubst. Schon der Umstand, daß eine arme Familienmutter oder ein armer Familienvater ihre Bekümmernisse, ihre Aussichten und Wünsche in Betreff ihrer Kinder aussprechen können, schon das allein schafft frische Luft in die Brust und Wohnung derjenigen, die im Dunkeln sitzen. Arbeitsamkeit, Wohlbehagen und Hoffnung nehmen unter der treuen Aufsicht der vom Schicksal besser bedachten Personen augenscheinlich zu, und man kann auf mannigfache Weise theilnehmen und helfen, auch ohne Geld. Die Gräfin B. ist unermüdlich thätig und gut. Es ist eine wahre Freude, mit ihr in ihr Viertel zu gehen. Auch der Graf ist vortrefflich in Rath und That. Unsere gute Pfarrerin, eine wahre Mutter der Mutterlosen, bemüht sich ohne Rast und Ruh für kleine Kinder und die Kleinkinderschule, und arbeitet darauf hin, für die letztere ein besseres Local zu beschaffen, als das gegenwärtige ist. Viele arme Mütter kommen tagtäglich und bitten, man möchte ihre Kinder den Tag über dort aufnehmen, damit sie selbst ausgehen und für sie arbeiten können. Mit der Pfarrerin besuchte ich dieser Tage den Schulsaal, wo die Kinder nach dem Brand untergebracht worden waren. Es war ein schreckliches Gedränge, aber gleichwohl Alles sau-

der und ordentlich. Einige gesprächige kleine Kinder gaben uns über das Schicksal der Schule nach dem Brand folgende Erzählung zum Besten:

„Gerade als die Frau mit dem Morgengebet fertig war! . . . es war ja Montag, nicht wahr? — Ja, ja, denn sehen Sie, am Donnerstag brannte es, und am Freitag waren die Leute alle ganz wirr im Kopfe, und der Samstag war ein Feiertag; — erst am Montag kamen die Kinder wieder hieher — da kam der Herr Hausverwalter herein. Und er sagte, daß die Frau und wir alle uns fertig machen sollten, um auszuziehen, weil die Wohnung den Abgebrannten, so viele ihrer hereingingen, eingeräumt werden müsse. Und da entstand eine schreckliche Verwirrung, das können Sie sich denken, und wir mußten unseres Weges gehen. Aber hernach, da sprach die Frau recht ernstlich mit dem Arbeitsdirector, denn sie und wir alle konnten doch nicht lange obdachlos bleiben. Und da war der Arbeitsdirector so gut und packte uns alle hier herein, so daß wir wieder bei einander sein konnten. Aber das Allerschlimmste ist, daß die da drinnen in den andern Stuben, wo so viele von den Abgebrannten jetzt wohnen, so unordentlich leben. Wir haben manchmal so große Angst und glauben, daß wir unseres Lebens nicht sicher sind, besonders seit die Frau vor lauter Strapazen krank geworden ist, und wenn Mutter Amalie nicht wäre, so wüßten wir gar keinen Rath. Aber sie ist so gut und so freundlich, und sie unterrichtet uns, so daß wirs jetzt ganz angenehm hier haben."

Es war zur Essensstunde, als wir so mit den Kindern plauderten. Aber weißt Du auch, wer diese

Mutter Amalie war, die umherging und den Kindern zu essen gab, sie sodann zum Gebet, zum Lesen und Singen versammelte und sie mit einer solchen Bestimmtheit und mütterlichen Güte zugleich unterrichtete, daß die Kinder ihr gehorchten, wie die Natur dem lieben Gott gehorcht? Diese Mutter Amalie, welche die Kinder so sehr lobten, war just dieselbe Amalie Hart, deren Du Dich aus ihren fröhlichen Tagen wohl noch erinnerst, und deren spätere traurige Geschichte Du ebenfalls kennst. Die Kleinkinderschule war in einen Saal ihres Hauses gebracht oder vielmehr eingeklemmt worden, und sie hat die kranke Lehrerin in eines ihrer beiden Stübchen genommen und verpflegt sie während der Zeit, wo sie nicht ihren Dienst in der Schule verrichtet. Neben der Wiege ihres kleinen Jungen sitzt jetzt ein kleines neunjähriges Mädchen mit lahmen Beinen, aber mit frischem Gemüth, hellen Augen und einer wunderschönen Kinderstimme, und singt, daß es eine wahre Lust ist ihr zuzuhören. Amalie lehrt sie neue Lieder und läßt sie diese dann mit den Schulkindern singen. Amalie hat immer, auch in den Tagen ihrer wilden Jugend, ein gutes Herz gehabt; das beweist sie jetzt und entwickelt überdies Talente und eine Unverdrossenheit, die man ihr nie zugetraut hätte. Die Liebe zu ihrem Kind scheint sie veredelt und ein mütterliches Gefühl auch für andere Kinder in ihr entwickelt zu haben. Wenn Frau N. an ihrer Krankheit stirbt, was wahrscheinlich ist, da sie an einem alten Brustleiden darniederliegt, so könnte Amalie möglicher Weise als Lehrerin für die Schule angenommen werden, wenn nicht ein Aber und beson-

ders Frau Hahnenkamm im Weg stände. Die Welt ist doch sehr ungerecht, daß sie von einem augenblicklichen Fehltritt so viel Aufhebens macht und dagegen auf Jahre voll treuer Pflichterfüllung, entsagender Liebe, unausgesetzter Thätigkeit, worin sich der Ernst und die Kraft des guten Willens so augenscheinlich zeigen, gar keine Rücksicht nimmt. Amalie sieht jetzt wie neugeboren aus und scheint sich in ihrem neuen Beruf sehr glücklich zu fühlen. Wir wollen nur sehen, wie lange ihre Thätigkeit dauern darf. Ich sehe einen heißen Kampf mit unserem Corsaren voraus. Auch die Pfarrerin ist mit der Sache nicht recht zufrieden. Aber ich hoffe, daß der liebe Gott uns, d. h. Amalien, Hertha und mir, helfen wird.

Was mich selbst betrifft, so bin ich auf dem Sprung, mein Herz zu verlieren; erräthst Du wohl, an wen? Nun, an Deinen Freund und des Frauenvereins geschwornen Feind, den Protocollsecretär N. B. Er ist so gut gegen unsre armen Leute! Und da mag er denn gegen Frauenvereine so böse sein, als er nur will. Doch steht er im Begriff, sich ihnen freundlicher zu nähern. Gegen mich ist er, obschon ich mich oft in allerlei Angelegenheiten der Gemeinde an ihn wende, ganz besonders gnädig, und zwar, glaube ich, hauptsächlich darum, weil ich ihn meistens zum Lachen zu bringen weiß. Er thut Alles, um was ich ihn bitte. Ich habe überhaupt bemerkt, daß man manchmal durch ein herzliches Lachen oder einen heitern Scherz Dinge erlangt, die man durch noch so dringende Vorstellungen der Noth nicht erlangen würde. Und darauf hin sind Dein

Freund N. B. und ich ganz gute Freunde geworden. Aber Du weißt, was ich gesagt habe: Stoße ich einmal auf einen vermöglichen Mann — denn arm will ich nicht werden, wenn ich es vermeiden kann, am allerwenigsten als verheirathet — auf einen Mann, der hülfreich und gut ist — versteht sich, auf vernünftige Weise! — einen Mann, den ich lieben kann, und der mich — haben will, und Papa mit mir, so stehe ich nicht für das, was geschehen kann.

Jetzt lachst Du über mich, und ich lache mit Dir und gehe, um Papas Abendbrod und dann noch siebzehn andere Geschäfte zu besorgen, verbleibe inzwischen ewig und von Herzen

Deine treue Schwester
Mimi S."

Nr. 2.

Frau Eule sitzt in ihrem Lehnstuhl und liest die Journale, während sie mitunter an ihrem Nachmittagscaffee schlürft. Jetzt legt sie das Blatt weg, nimmt ihre Brille ab und setzt sich etwas besser hinauf im Stuhl, indem sie mit heimlicher Befriedigung seufzt:

„So viele alte Frauen todt! und drei davon waren gute Freundinnen von mir! . . . Es ist wahr, die Zeitungen sind doch sehr interessant. Man erfährt so Mancherlei. Was gibt es schon wieder, Ingeborg? Kannst Du mich nie in Ruhe lassen?"

„Jetzt nicht, liebe Mama, unmöglich! Ich muß bis übermorgen fünfzig kleine Kinderblousen zuge-

schnitten haben; ich habe noch nicht die Hälfte fertig, und wenn Sie mir nicht helfen, liebe Mama, so bekomme ich einen harten Stand in meiner Familie und spitze Reden von dem Doctor Ehrenmann. Jetzt muß ich mit Hertha ausgehen, um unsere Patienten außerhalb der Stadt zu besuchen; wenn Sie nun so gut sein und inzwischen zuschneiden wollten, so könnte ich mich noch mit Ehren meines Auftrags entledigen; aber sonst geht es nicht."

„Nun dann muß ich wohl," seufzt Frau Eule, indem sie aufsteht; „aber es ist doch gar zu betrübt mit all diesen Possen da, die den Leuten Nichts als Beschwerden machen. Nun, wo hast Du denn die Scheere und das Zeug? Offenbar sollte ich den Titel als Mutter in der Zuschneidefamilie erhalten."

Und mit diesem Seufzer begann Frau Eule die Arbeit, indem sie Ingeborg halb zulächelte, als diese die Hand küßte, worein sie die große Scheere legte, und sich entfernte mit den heitern Worten:

„Seien Sie nur nicht gar zu fleißig, liebe Mama, und lassen Sie mir auch noch Etwas zu thun übrig."

Ingeborg ging, und Frau Eule begann ihre Arbeit mit wahrem Eifer. Frau Eule war wirklich seit einiger Zeit thätiger und weniger hypochondrisch. Ingeborg hatte es verstanden, das Interesse und die Theilnahme ihrer Mutter für allerlei aus der Thätigkeit des Geschwisterbundes erwachsene Geschäfte in Anspruch zu nehmen, und dies hatte den Gedanken und Reden der alten Dame eine ganz neue Richtung gegeben. Der Mensch ist — die Naturforscher mögen sagen, was sie wollen — ein wiederkäuendes

Thier. Er käut, wenn er Zeit dazu hat, Gefühle und Gedanken wieder, die bittern wie die süßen.

„Des Menschen Herz," sagt Luther, „ist wie zwei Mühlsteine. Wenn man gute Frucht dazwischen schüttet, so mahlen sie dieselbe und geben gutes Mehl. Aber gibt man ihnen keine Frucht zu mahlen, so mahlen sie sich selbst."

Mit dieser vollkommen wahren Bemerkung gehen wir über zu unserem Besuch.

Nr. 3.

Zwei junge Frauenzimmer gehen am schönen Spätsommerabend mit einander auf der Straße. Wir erkennen Hertha und Ingeborg. Ihre Schritte sind der Stadt zugekehrt. Der Abendhimmel glüht warm und mild; die Luft ist still; die Heimchen zirpen im Grase. Ingeborgs Gesicht ist, bestrahlt von der Morgenröthe und belebt von der Wanderung, ganz anders als vor einigen Monaten im Ballsaal. Sie sieht jetzt gut, frisch und fröhlich aus. Die beiden Freundinnen sind schweigend eine Weile neben einander gegangen, dann sagt Ingeborg: „Man spricht so viel von dem Schönen, was in einer wohlthätigen Wirksamkeit für nothleidende Mitmenschen liege; aber man spricht nie von der Annehmlichkeit und der wohlthätig belebenden Wirkung, die eine solche Thätigkeit für diejenigen hat, welche sie ausüben. Und gleichwohl erscheinen mir diese so groß, daß sie einem Lohn des Himmels für die Arbeit in seinen Diensten gleichen. Ich gestehe, daß ich mich

in vielen Jahren nicht so wohl und so leichten Gemüths gefühlt habe, als während dieser Monate, wo ich in unserem Verein eine muntere Thätigkeit entwickeln durfte. Ach! es ist so wohlthuend, die Gedanken an sein armseliges Ich loszuwerden, an Andere denken und für sie wirken zu können, und dann liegt etwas so Belebendes in dem Gefühl, daß man mit seinem Leben und seiner Arbeit einen kleinen Nutzen schaffe, ein klein wenig Gutes thue. Die Geschäfte während des Tages, die Wanderungen in der freien Luft zum Besuch in den Häusern der Armen blasen manchen Samen zur Kränklichkeit an Seele und Leib hinweg. — Warum, Hertha, muß doch das Leben so Vieler unter uns einem stagnirenden Seewasser gleichen, während wir doch Zeit und Kräfte zu verwenden haben, und während es so unendlich viele Dinge und Menschen in der Welt gibt, die ihrer bedürfen?"

„Diese Frage," antwortete Hertha, „habe ich oft aufgeworfen, liebe Ingeborg, aber noch niemals eine Antwort darauf erhalten. Ein großer Fehler liegt in der Art und Weise, wie der Staat die Aufgabe unseres Lebens betrachtet und darnach unsere Erziehung und gesellschaftliche Stellung bestimmt. Große Schuld hat auch unsere eigene Trägheit oder vielmehr Selbstsucht. Es herrscht viel Egoismus bei unserem Geschlecht, und das weibliche Ich ist allzu geneigt, in dem kleinen, engen Kreis, den es sein nennt, die ganze Welt zu erblicken. Manchen fehlt es auch nicht am guten Willen, wohl aber am Muth. Inzwischen sind die Wohlthätigkeitsvereine, die sich jetzt in allen christlichen Ländern bilden, Symptome

eines erweiterten Gesichtskreises und eines höheren, umfassenderen Lebens. Das Herz beginnt seine Welt zu erweitern. Das ist gut, und die guten Willen erhalten dadurch Luft und Leitung. Aber ich gestehe, daß die Richtung, worin diese Erweiterung hauptsächlich stattfindet, mir nicht genügt. Diese sogenannten Liebeswerke, diese Arbeiten für die leiblich Armen füllen das Bedürfniß meiner Seele, meines Geistes nicht aus. Ich wünschte eine Wirksamkeit für den Gedanken, einen Dienst im Dienste des Geistes. Und dieser Dienst müßte nicht weniger ein Gottesdienst sein, als die Arbeit für die Hungrigen oder Nackten."

„Ach nein," sagte Ingeborg, „im Gegentheil. Die bitterste Armuth ist die geistige, der quälendste Hunger ist der Hunger der Seele. Aber nicht Viele vermögen ihn zu stillen. Du, die Du zu den ungewöhnlichen und starken Seelen gehörst, Du würdest es können, und Viele, Viele würden Dich darum segnen. An Freiheit und Zukunft bedürfen wir für die Kräfte, welche Gott in uns gelegt hat, alle weit mehr, als wir besitzen. Aber nicht so Viele unter uns empfinden den Durst nach Wissen und Licht, von welchem Du sprichst. Die meisten Frauenzimmer scheinen mir dazu geschaffen, ihr schönstes Glück als Hausfrauen und Mütter zu finden, und gewöhnlich verlangen sie auch kein höheres."

„Aber dies ist ein Fehler, Ingeborg, und eine Beschränktheit, in sofern sie damit nicht etwas Höheres erzielen. Und was nach meiner Ansicht unserem Geschlecht hauptsächlich fehlt, das ist just dieses Bewußtsein seines höchsten Berufes. Darum leben,

leiden und genießen so Viele von uns als gedankenlose und unselbstständige Wesen, die sich von den Umständen beherrschen lassen, statt sie selbst zu beherrschen, die Alles von Andern verlangen und als Schmarotzerpflanzen vegetiren, statt Leben und Frieden in Gott zu haben, als seine Zeugen und als Wohlthäterinnen von Ihresgleichen zu leben."

„Du sprichst schöne und stolze Worte, Hertha!" sagte Ingeborg, deren Augen sich mit Thränen füllten, „und es thut mir wohl, sie anzuhören, obschon ich ganz deutlich fühle, wie weit ich von dem Standpunkte entfernt bin, den sie mir vor Augen halten. Und Viele können sich, wie ich, durch Verhältnisse gebunden, die sie nicht selbst gewählt haben, nur mit matten Flügelschlägen darüber erheben; ja, Viele können sich auch nie darüber emporschwingen, bis sie die Kette des Erdenlebens zerbrochen haben."

„Auch ich," sagte Hertha mit wehmüthigem Lächeln, „bin weit schwächer, als meine Worte. Ich sage bloß, was wir nach meinen Wünschen sein sollten."

„Der Teufel muß in den Mädchen stecken, daß sie so marschiren!" erscholl jetzt eine derbe Stimme hinter den beiden Freundinnen, die zugleich hastige Tritte nahen hörten. Sie wandten sich um und sahen den Doctor Ehrenmann, der, als er sie eingeholt hatte, den Hut abnahm, seine Stirne trocknete und sagte:

„Ich glaube, Sie haben Flügel an den Füßen. Da quäle ich mich schon seit einer Viertelstunde, von dem Hause dort an, ab, um hinter Ihnen her zu traben und Sie einzuholen. Aber Sie rannten, als

ob Sie mich fürchteten. Gestehen Sie's nur, Sie haben mich kommen sehen und sind deßhalb so schnell davongelaufen, weil Sie dachten, ich sei nach Ihnen bei Ihren Patienten gewesen, und da fürchteten Sie von dem garstigen Doctor ausgezankt zu werden, der immer Fehler an den Leuten findet, und ganz besonders an den Frauenzimmern und ihrem Thun und Lassen. Gestehen Sie's nur! Nun wie?"

Aber die Mädchen hatten kein solches Geständniß abzulegen und schienen auch den garstigen Doctor keineswegs zu fürchten, sondern sich vielmehr über seine Gesellschaft sehr zu freuen. Bald waren sie alle drei in lebhafter Unterhaltung über ihre gemeinsamen Familienangelegenheiten im Verein, sowie über allerlei Maßregeln, welche die Gesundheitspflege der armen Kinder betrafen. Der gute Doctor und Ingeborg verstanden sich ganz besonders gut bei solchen Gegenständen, und während die Dämmerung einbrach und die Sterne am Himmel hervortraten, kamen auch zu Gunsten der schutzlosen Kleinen Gedanken und Pläne zu Tag, die ihre dunkle Zukunft erhellen sollten.

Jetzt waren die Wanderer an Herthas Haus, und sie verabschiedete sich hier von ihren Freunden. Der Doctor begleitete Ingeborg nach ihrer Wohnung. Aber das Gespräch, das bisher so leicht geflossen, schien jetzt auf einmal ins Stocken zu gerathen. Eine gewisse wehmüthige Schweigsamkeit bemächtigte sich des Doctors, und auf wiederholte Versuche Ingeborgs, das Gespräch von Neuem in Gang zu bringen, gab er keine Antwort. Nun wurde auch sie still. Der Doctor pflückte von Zeit zu Zeit ein Blümchen

in dem bethauten Grase, eine weiße, duftende Kleeblüthe oder ein Marienbettstroh, und so kamen sie in die Stadt und vor Ingeborgs Wohnung.

Hier blieb der Doctor stehen.

„Wollen Sie nicht einen Augenblick hereinkommen und mit Mama ein wenig sprechen?“ sagte Ingeborg beinahe bittend.

„Heute Abend nicht,“ antwortete der Doctor bestimmt, „aber ein ander Mal, da will ich Sie Etwas fragen. Aber . . . gefallen Ihnen die Wiesenblumen, Fräulein Ingeborg? einfache, alltägliche Blumen?“

„Mehr als alle Prachtblumen.“

„Nun, das hätte ich nicht geglaubt; aber . . . man täuscht sich gar oft in der Welt. Nun das freut mich, daß Sie an einfachen Blumen Gefallen finden, da sind einige! — Gute Nacht!“

Und indem der Doctor Ingeborg das Sträußchen überreichte, heftete er einen tiefen, wunderbar forschenden Blick auf sie, einen Blick, der wie ein Pfeil in ihr Herz drang und ein Gefühl süßer Unruhe darin erweckte. So hatte er sie noch nie angeschaut.

Ingeborg traf ihre Mutter ungewöhnlich aufgeräumt. Eine Einladung zu einer großen Fête in der Nähe der Stadt, bei dem Kammerherrn von G., war angelangt. „Die ganze Stadt und alle Notabilitäten der Umgegend kommen dahin,“ sagte Frau Eule; „der Baron G., und der Graf S., und, Ingeborg, Du mußt ein neues Ballkleid haben.“

„Jetzt, Mama!“ sagte Ingeborg, „jetzt, wo so viele Abgebrannte beinahe gar keine Kleider haben, jetzt dürfen wir nicht an neue Ballkleider denken. Ach nein, Mama, wenn Sie mich lieb haben, so geben

Sie mir lieber das Geld, was der Ballstaat kosten würde, und lassen Sie mich damit machen, was ich will."

„Aber, liebes Kind, Du kannst doch unmöglich in Deinem alten Kleid auf diesen Ball gehen. Jedermann . . ."

„So lassen Sie uns gar nicht hingehen," meinte Ingeborg.

„Nicht auf den Ball gehen!" rief Frau Eule mit wahrem Schrecken.

„Nein, lassen Sie uns nicht hingehen," sagte Ingeborg mit ungewöhnlicher Bestimmtheit. „Ich weiß, daß Sie bloß meinetwegen hingehen wollen, Mama, aber ich bleibe viel lieber zu Hause."

Frau Eule wurde zornig und betrübt zugleich. „Es wäre ebenso gut, wenn Du ins Kloster gingest und Nonne würdest," sagte sie, „als daß Du mit aller Gewalt eine alte Jungfer werden und ein langweiliges, unnatürliches Leben führen willst."

„Sind Sie denn meiner so überdrüssig, Mama, daß Sie mich um jeden Preis loszuwerden wünschen?" sagte Ingebrog; — „es thut mir sehr leid, Mama, daß Sie meiner so überdrüssig sind."

„Nein, das bin ich wahrhaftig nicht, mein liebes Kind," antwortete die arme Alte seufzend; „aber sieh, es ist ja für Dein eigenes Wohl. Ich weiß selbst, daß ich schwermüthig bin (seit Deines Vaters Tod ist mir das Herz immer schwerer geworden), und daß ich in meinem Hause Niemand glücklich machen kann. Deßhalb thut es mir weh, sehen zu müssen, daß Du hier verwelkst, daß Du eine unreine Haut und Nervenkopfweh bekommst, und es schmerzt

mich, wenn ich die Leute verwundert fragen höre, warum Du Dich nicht verheirathest. Und doch weiß ich, daß Du noch eine gute Partie machen könntest, wenn Du Dich nicht so gänzlich zurückzögest, sondern, wie andere Mädchen, Dir auch ein bischen Mühe geben wolltest, um den Herren zu gefallen."

„Nie, nie mehr auf diese Weise!" antwortete Ingeborg mit ungewöhnlichem Nachdruck. „Kann ich auf keine andere Art, als durch meine Toilette und mein Tanzen, einen braven Mann bekommen, so will ich lieber ledig bleiben. Liebe Mama, wir haben bisher viel zu viel an diese Sache gedacht. Lassen Sie uns jetzt einen andern Versuch machen. Wir wollen gar nicht mehr daran denken, sondern die Sache ruhig dem lieben Gott überlassen und auf etwas Anderes sinnen, z. B. wie wir einander in unserem Hause glücklich machen und Gott mit dem Pfund dienen können, das er uns verliehen hat. Sagen Sie mir, Mama, finden Sie mich nicht seit einiger Zeit viel gesunder und heiterer?"

„Ja, das bist Du in der That."

„Sehen Sie, Mama; das kommt daher, weil ich angefangen habe einen andern Weg zu gehen, als den Bällen und Soupers nach; weil ich jetzt eine andere Arbeit habe, als bloß gefallen zu wollen, was die schwerste Arbeit von der Welt ist, besonders wenn man über die Jugendjahre hinauskommt. Wollen Sie mich jetzt auf diesem neubetretenen Weg fortgehen lassen, Mama, so verspreche ich Ihnen, daß Sie mit Ihrer Ingeborg noch vollkommen zufrieden und in Betreff derselben ganz ruhig werden sollen."

„Das verstehst Du nicht," antwortete die Mutter

grämlich, „und ich kann es nie werden, bis . . . Ach, Du weißt nicht, was es heißt, einsam und knapp leben zu müssen. Aber ich weiß es, und darum wünsche ich Dir kein solches Loos; — da Du es aber nicht anders willst, so will ich Dich nicht hindern. Meinetwegen magst Du immerhin ein altes Fräulein werden; aber es wäre doch besser, Du könntest in ein Kloster gehen, denn dabei wäre doch noch einige Ehre zu holen." Und Frau Eule ging zornig in ihr Schlafzimmer.

„Wollte Gott, wir hätten Klöster in unserem Land!" seufzte Ingeborg im Stillen. „Wie schön und groß, emporgetragen von einem heiligenden Gemeinsinn, gehoben von heiligen Gesängen, in liebevollem Schwesterbund seine Tage einem thätigen Gottesdienst zu widmen, fern von den Blicken der Welt, im Frieden mit seinem Gewissen und mit dem Leben! Aber nein," fuhr sie mit einem Blick zu dem sternhellen Himmel fort, „ich will nicht um Unmögliches seufzen, sondern nur fragen was hier und jetzt Gottes Geist von mir fordert."

Ein Strahl, ein Hauch von dem Licht und Leben der neueren Zeit, der auch in den nordischen Ländern neues Leben und neue Schöpfungen hervorruft, berührte Ingeborgs Seele mit ahnungsvoller Frische; sie erinnerte sich des Gesprächs, das sie diesen Abend mit Hertha und dem Doctor gehabt, und es wurde ihr klar, daß auch sie zu dem Befreiungsgeschäft der Zeit mitberufen sei und Aussicht auf eine neue, schönere Zukunft habe. Ein neues Vertrauen auf Gottes väterliche Leitung und die Ueberzeugung, daß sie jetzt den rechten Weg gewählt habe, den Weg,

den er wolle, erfüllte sie mit ungewöhnlicher Freudigkeit. Belebt von diesem Gefühl, ging sie zu ihrer Mutter hinein, umarmte sie, küßte sie und sagte:

„Grämen Sie sich nicht um mich, Mama. Glauben Sie mir, es wird noch Alles gut werden.“

Die arme, grämliche Mutter sah verwundert in das heitere, strahlende Gesicht der Tochter; aber als Ingeborg fortfuhr, ihr die Gefühle und Gedanken zu entwickeln, von denen ihr Herz voll war, da sagte sie:

„Du bist ein gutes Mädchen, Ingeborg, besser als Deine Mutter. Du hast vielleicht Recht, aber ich gehöre der alten Welt an; ich kann mit euern modernen Theorien nicht Schritt halten. Wir werden wohl einmal sehen, wer zuletzt Recht behält. Gott weiß es am besten. Aber Du magst Deinem Glauben folgen.“

Als Ingeborg auf ihr Zimmer kam, legte sie das Sträußchen vom Doctor auf den Tisch neben ihrem Kopfkissen und hatte liebliche Gedanken von einer frischen Wirksamkeit im Dienste des Guten und in Gesellschaft edler Freunde, und jeder Gedanke wurde wie eine frisch duftende Kleeblüthe auf den grünen Marken des Lebens. Sie würde gut geschlafen haben, wenn der Blick nicht gewesen wäre, den Doctor Ehrenmann beim Abschied auf sie geheftet hatte, und — was mochte, was konnte er sie denn fragen wollen? Der garstige Doctor! War es denn auch noch Zeit, mit solchen Dingen zu kommen? Ja, wenn es vor sieben Jahren gewesen wäre! Aber jetzt, jetzt hätte er es können bleiben lassen — sie am Schlafen zu hindern.

Frau Eule schlief auch nicht, sondern dachte:

„Ein solcher Juwel von einem Mädchen! aber sie ist ein Original, und — diese modernen Ideen da! ... Sie bekommt nie einen Mann! Nie! ... Wie Schade!“

Nr. 4.

Frau Hahnenkamm befindet sich in höchster Aufregung, schleudert ihren Strickbeutel auf einen Stuhl, ihren Mantel auf einen zweiten, ihren Hut auf einen dritten und ruft:

„Jungfer Krausbär! Jungfer Krausbär! Wo sind Sie denn? Kommen Sie, Sie sollen Neuigkeiten hören! Das ist doch ein Scandal! Aber ich gedenke dem Unwesen nicht länger zuzusehen; ich will dem Laster kein Kissen unterbreiten. Eine solche garstige Dirne! Jungfer Krausbär! Haben Sie je so Etwas gehört? Amalie Hart ist in die Stadt zurückgekommen, wohnt hier mit ihrem Kind und nennt sich (wahrscheinlich der Familie wegen) Amalie Winter, und wohnt in demselben Haus, wo die Kleinkinderschule ist, und geht jetzt her und gibt den Kindern Unterricht. Wie gefällt Ihnen das? Welche Schamlosigkeit! Sie wird den Kindern schöne Lehren beibringen, ein Mädchen, das ein uneheliches Kind hat. Und überdieß empfängt sie spät am Abend Besuche von einem Herrn, welcher der Vater ihres Kindes sein soll. Wer er ist, habe ich noch nicht herausbringen können, aber ich werde es ganz gewiß erfahren. Eine schöne Geschichte! Und das können die Pfarrerin und Mimi Schwanberg zugeben!

Und am Ende spielt auch noch Hertha mit ihnen unter derselben Decke, um ihrer Cousine eine Versorgung zu verschaffen. Denn sie sind Cousinen, Amalie Hart und sie. Aber wenn ich bei der Schuldirection Etwas zu sagen habe, so soll dieses Unwesen bald ein Ende nehmen. Kann man denn keine Person von ehrlichem Namen und guter Conduite bekommen, um der Kleinkinderschule vorzustehen, so lange die Lehrerin krank ist? Das will ich doch einmal sehen! Es ist kein Mangel an solchen Personen! Und eine solche und keine andere soll hinkommen, so gewiß ich Karin Hahnenkamm heiße. Aber jetzt ist die ganze Stadt voll von Intriguen. Eine solche ist Schuld, daß die Verlobung zwischen dem reichen Herrn von Roheisen und Eva Taube ganz plötzlich rückgängig gemacht worden ist. Das Mädchen hat eine Klatscherei von einem Streit bei der Feuersbrunst gehört, irgend ein dummes Geschwätz, und da hat sie bei ihren Eltern so lange gebettelt und gefleht, bis sie ihr erlaubt haben, von der Verlobung zurückzutreten. Aber seitdem soll sie sich ganz sonderbar benehmen, und die Eltern fürchten, sie möchte eine Leserin werden, und deßhalb wollen sie auf einige Zeit mit ihr verreisen. Aber wenn eine Verlobung zurückgegangen ist, so sind dafür wohl fünf andere im Werk. Die jungen Leute werden in diesen Vereinsfamilien so leicht mit einander bekannt, daß es wahrhaft schrecklich ist, Jungfer Krausbär. Zu meiner Zeit ging das nicht so leicht und zwanglos, aber dafür herrschte auch Zucht und gute Sitte. Der selige Hahnenkamm, Jungfer Krausbär, durfte mich, so lange wir verlobt waren, niemals küssen,

sondern nur am Ellbogen kitzeln. Aber dafür hatte er auch, so lang er lebte, Respect vor mir. Man verlobte sich damals nicht so plötzlich und lustig, wie jetzt. Ein Mädchen drehte ihre Zunge siebenmal im Munde um, ehe sie Ja sagte. Sie saß vom Morgen bis zum Abend bei ihrem Nähzeug und tanzte auf den Bällen nur Menuett. Sie sprang nicht wie toll herum und schwang sich nicht so besessen beim Walzer, wie man es jetzt thut, Jungfer Krausbär! Aber andere Zeiten, andere Sitten!

„Jetzt handelt es sich um nichts Geringeres, als daß zwei von den Täubchen sich mit den Gebrüdern Adler verheirathen sollen. Und dann Hertha Falk, ja die soll auch schon so gut wie förmlich verlobt sein mit dem Lieutenant Nordin, nachdem sie den ganzen Sommer hindurch seine Krankenwärterin gewesen ist. Nun, nun, Papa Falk dürfte wohl auch ein Wörtchen mitzusprechen haben. Aber jetzt muß ich vor Allem auskundschaften, wer der Herr ist, der Abends zu Amalie Hart geht. In der vorigen Woche ist er zweimal bei ihr gewesen. Hören Sie, Jungfer Krausbär, ich habe auf Sonntag Mittag eine Gesellschaft zum Kaffee geladen. Man muß doch seine Freunde manchmal sehen und vorbereiten, was man ausgeführt wissen will, und dann erfährt man auch immer eine Masse Sachen, wenn man so recht vertraulich beisammen sitzt. Lassen Sie uns an Kaffee- und Theebrödchen für fünfundzwanzig bis dreißig Personen denken. Entsetzlich theure Zeiten, Jungfer Krausbär! Aber — man muß seine Freunde zuweilen sehen.“

Nach diesem Besuch auf der Außenseite des Lebens wollen wir zu seinem Innersten zurückkehren.

Liebe.

„. . . Der Erde und des Himmels Wunder,
Du Athemzug der Seligkeit,
Der Gottheit frischer Hauch
In des Lebens qualmerfüllten Hainen;
Du Herz in der Brust der Natur,
Du Trost der Menschen und Götter!“

Aber wir meinen hier die hohe und herrliche, die es wirklich verdient, „der Gottheit frischer Hauch in des Lebens qualmerfüllten Hainen“ genannt zu werden, und keine von ihren mancherlei Abarten oder Zwergbildungen, denen man mißbräuchlich ihren Namen beilegt.

Cupidos, die umher fliegen und aufs Gerathewohl ihre Pfeile abschießen; der Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert; „Lokes Feuer“, das in Spänen angezündet, schnell aufflackert und bald erlischt; die „Hauswärme“, wie man sie in Norwegen nennt, ein Kind der Gewohnheit und Schläfrigkeit; die Pechnelke, die im Frühling klebt, aber in der Sommerhitze verdorrt; Irrlichter und Irrwische, die über die sumpfigen Wiesen des Lebens hintanzen, im Dunkel leuchten, aber beim Aufgang des Lichtes als Dünste verschwinden; alle diese und andere Symbole der Liebe haben ihre Gegenbilder im wirklichen Leben, heute wie gestern; und wir wollen ihnen auch ihr kleines Leben gönnen, wenn sie sich nur auf dem

Boden halten, wohin sie gehören, sich nicht für mehr ausgeben, als sie sind, und keinen Anspruch auf den Namen wahre Liebe machen. Denn

Die wahre Liebe ändert nimmer sich
Ob sie auch Mängel und Verändrung finde,
Kehrt nicht den Rücken, wenn das Glück sich wendet.
O nein, sie ist ein treu beständig Zeichen,
Sie zittert nicht, sieht sie die Stürme nahn,
Ein heller Stern dem Schiffer in der Nacht,
Die wahre Liebe ist kein Narr der Zeit,
Sie bleibt, ob Wange auch und Lippen bleichen,
Sie scheut den Athem des Verheerers nicht;
Sie wechselt nicht im raschen Lauf der Zeit,
Ausharrt sie bis zum Tage des Gerichts,
Trägt ihren Himmel in des Himmels Schooße.

Die wahre Liebe liebt das Ewige in ihrem Gegenstand, und je edler der Gegenstand ist, um so mehr wächst die heilige Flamme, die sich von der Achtung, Billigung und Bewunderung nährt, von einer göttlichen und menschlichen Freude über das Gute und Liebenswürdige am geliebten Gegenstand, zuweilen auch von einem göttlichen Erbarmen über seine Mängel, wenn seine Seele im Uebrigen edel und sein Wille gut ist. Wie glücklich bist Du, die Du einen edeln Gegenstand liebst, ja selbst wenn Du nicht wiedergeliebt wirst; das ganze Leben wird sich für Dich veredeln und vergrößern; Du selbst wirst wachsen von Deiner Liebe, in den Himmel empor wachsen und dort mit dem Geliebten vereint werden im Schooß der ewigen Liebe. Aber wenn Du so liebst und so geliebt wirst von demjenigen, den Du liebst . . .

So liebten Yngve und Hertha einander mit allen besten Kräften ihrer Seele. Je näher sie sich kennen lernten, um so mehr empfanden sie eine reine, innige Freude über einander, um so inniger fühlten sie sich verbunden. Aber der ernste Grundton ihres Zusammenlebens, die Gegenstände, womit ihre Gespräche und ihre Gedanken sich beschäftigten, hielten lange Zeit jenes zauberkräftige und entzückende Gefühl zurück, welches der Dichter „das Herz in der Brust der Natur" nennt, welches alle Gegenstände in der ganzen Natur in wunderbare Schönheit kleidet, welches macht, daß das Meer leuchtet, die Blumen duften, die Vögel singen und sich mit den prächtigsten Federn schmücken, daß der Mensch in seinem Mitmenschen nicht bloß ein gleiches Wesen erblickt, sondern ein Wesen von übermenschlicher Lieblichkeit und Macht, dessen Tritte und Stimme allein schon den Pulsschlägen eine wunderbare Freudigkeit verleihen, und dessen Gegenwart allein schon das ganze Dasein in ein Fest verwandelt.

Yngve und Hertha hatten mit einem Freundschaftsbund von beinahe spartanischer Strenge begonnen, der alle weicheren und gewöhnlicheren Gefühle ausschließen sollte. Das unnennbare Wohlgefallen aber, das sie an einander fanden, der Reiz, der Zauber, der Pfeil der Liebe schlich sich an sie heran, wie der Sommer sich in den Schooß des Frühlings, wie der Sonnenstrahl sich in die geschlossene Knospe schleicht und sie für ein neues Leben öffnet. Wäre Hertha in ihrem Verhältniß zu Yngve immer das stolze Weib mit den harten, abstoßenden Worten geblieben, als das sie sich im Anfang zeigte, so

wäre sie für ihn zwar ein Gegenstand hoher Achtung und inniger Bewunderung geblieben, aber sie wäre ihm nicht so herzlich lieb geworden. Allein das liebende, wahrhaft weibliche Herz, welches den Grundzug ihres Wesens bildete, war während ihres Zusammenlebens mit ihm immer deutlicher ans Licht getreten. Der gerechte und edle Sinn, der helle Blick für das Wahre, den sie stets bei Yngve fand, die männliche Milde, welche der Hauptzug in seinem Charakter war, hatte auf sie gewirkt, wie ein klarer, ruhiger Tag auf die erzürnten, vom nächtlichen Sturm aufgeregten Meereswogen. Unwillkürlich wurden ihr Gemüth und ihre Worte immer milder, ihr ganzes Wesen schöner und lieblicher; der klare, blitzende Blick drückte nicht selten eine tiefe, obschon zurückgehaltene Wärme aus.

Yngve überließ sich mit Freude und der ganzen Fülle seines Herzens dem Gefühl, das ihn mit so beseligender Gewalt zu erfassen begann. Nicht so Hertha dem Gefühl, das sie gegen Yngve weich machte. Ihre Ansicht von der Lebensstellung des Weibes, besonders im Norden, und der Einfluß ihrer eigenen besonderen Verhältnisse hatte sie mißtrauisch und stolz gegen die Männer im Allgemeinen gemacht, und so widersetzte sie sich gleichsam den Eindrücken, die sie von Yngve empfing. Er war ja ein Mann, und sie hatte in ihrem Herzen gesagt: „Ich will nicht lieben; ich will meine Seele und mein Glück in keines Mannes Gewalt geben.“ Und dieser Entschluß, verbunden mit dem düstern Hintergrund ihres Lebens, der sie die Liebe und ihre Freuden als ein Spiel für schwache Seelen, ein für

den Ernst des Erdenlebens zu geringes Spiel betrachten ließ, befähigte sie zu einer Ruhe und Selbstbeherrschung, deren Yngve bei weitem nicht fähig war. Sie sagte zu sich: „Ich will Yngves Freundin sein; ich will für ihn wie eine ältere Schwester sein und ihn als meinen Bruder lieben.“ Aber Yngves liebenswürdiges Bild wurde immer mehr zu einem bleibenden Licht in ihrer Seele und folgte ihr auch in ihren Träumen.

Einmal war es ihr, als schwebe sie durch die Luft, nach der Heimath der Sonne empor; aber eine bleierne Schwere legte sich auf ihre Brust; sie konnte nicht athmen und fühlte, daß sie hinabsank, einem schwarzen, bodenlosen Abgrunde zu, der unter ihr gähnte. Aber auf einmal wurde die Schwere von ihr genommen, sie athmete freier, sie fühlte sich von einer neuen Kraft getragen und schwebte leichter und freier als zuvor nach der Lichtwelt empor, dem „hohen Gimle“ zu, der Burg, welche „schöner ist als die Sonne“. Da merkte sie, daß sie nicht allein war. Ein strahlender Genius mit dem Glanz der Morgenröthe auf seinem schönen Angesicht schwebte neben ihr empor, hielt ihre Hand und heftete seinen leuchtenden Blick auf sie, und dieser Blick kam von — Yngve.

Ein andermal sah sie die hohen Nornen wieder, die unter dem grünen Weltbaum am Urdabrunnen saßen. Aber die Strenge, welche sie früher in ihren Gesichtern erblickt hatte, war zu mütterlichem Ernst gesänftigt, und sie hörte die Frauen sagen:

Heil den Heldenmüthigen,
Die da schauen
Und redlich dafür kämpfen.
Sie werden siegen,
Sie sind willkommen,
Sie werden trinken aus dem Urdabrunnen.

Sie sah die verjüngende Quelle sprudeln, o! so klar, so wunderbar klar und herrlich, während leuchtende Regenbogen in ihrem silberhellen Wasserstaub kreisten. Hertha trat hinzu, und die Nornen schöpften mit einem goldenen Becher Wasser aus der Quelle und reichten es ihr. Aber als sie mit hochklopfendem Herzen den Becher zu ihren Lippen führte, siehe, da war er in der Hand eines Jünglings, und der Jüngling erschien schön und gut, wie die Edda Balder beschreibt; er lächelte ihr zu, indem er ihr den Becher reichte, und sie erkannte in ihm abermals — Yngve.

Hertha verzeichnete diese Träume in ihrem Tagebuch und schrieb dazu:

„O Yngve! Vieles könnte ich hinfort verlieren, Vieles entbehren, nur nicht die Hoffnung auf Befreiung und den Glauben an Dich!“

Unter dem Einfluß dieser Gefühle suchten Yngve und Hertha beinahe unwillkürlich einander auf edle Weise auch in ihrem Aeußern zu gefallen. Yngve nahm in seinem ganzen Auftreten immer mehr die Feinheit an, welche den ächten Gentleman auszeichnet. Dies gefiel Hertha und gefiel im Grunde auch ihm selbst. Hertha ihrerseits trug, obschon immer ernst und sogar streng in ihrer Kleidung, doch gerne diejenigen Farben und Kleider, von welchen Yngve

gesagt hatte, daß sie ihr wohl ließen. Tag für Tag wurden sie für einander schöner, glücklicher, aber auch einander unentbehrlicher.

Als der Hochsommer gekommen war und der Apolloschmetterling mit seinen großen, weißen Flügeln und purpurrothen Ringen über die wilden Rosen hinflatterte, die in so großem Reichthum unsere Hecken und Haine schmücken, als das Getreide blühte und duftig im Wind wogte, da gingen Yngve und Hertha (er auf ihren Arm gestützt) beinahe täglich zusammen hinaus, bald an den Ackerfeldern entlang, wo das Getreide leise im Wind säuselte, bald durch die hundert Gemächer des Fichtenwalds, wo die Sonnenstrahlen sich gleichsam scheu zwischen den pfeilergeraden, hohen Stämmen einschlichen, wo die Linnäa im Moos duftete, das grüne, sammtweiche Teppiche vor den Füßen der Lustwandelnden hinbreitete, oder am Flusse hin, der klar zwischen blumenreichen Ufern strömte. Und sie sprachen dann von Gegenständen, welche das Herz schwellen machen, oder gingen sie schweigend dahin im tiefen, wonnigen Gefühl des innern Zusammenlebens ihrer Seelen, während sie dem Rauschen des Waldes und den seelenvollen Tönen der Drossel lauschten; und Alles war Leben und Frieden zugleich.

Nur wenn Hertha einmal einen Tag wegblieb, so fand sie ihren Freund am folgenden Tag aufgeregt, böse, empfindlich, reizbar, aber gleichwohl liebenswürdig. Sie beeilte sich dann, durch irgend ein Gespräch von allgemeinem Interesse die Gewitterwolke, die sie „ein Bischen Egoismus" nannte, abzuleiten, und Yngves Unmuth verlor sich bald wieder.

Zuweilen lenkte Hertha auf solchen Spaziergängen Yngves Aufmerksamkeit auf die Natur und ihre Gegenstände, für welche sie, wie die meisten Frauen, sehr viel Sinn hatte, von denen ihr aber, wie wiederum den meisten, alle und jede Kenntniß abging. Sie fragte Yngve über Bäume und Blumen, Steine und Insecten. Yngve erklärte ihr die Namen und Eigenschaften derselben. Er nahm die schönen Moose und Wickelflechten, die auf den Granitfelsen rings umher wuchsen, in seine Hand, zeigte ihr ihren wunderbaren Bau und sprach von den schönen Farben und wohlthätigen Kräften, welche der Schöpfer bei diesen demüthigsten Kindern der Natur niedergelegt hat. Er sprach mit ihr von den Funken in den Steinen und vom Leben der Insecten.

„Wie glücklich bist Du doch," seufzte Hertha, „wie glücklich seid ihr Männer, daß ihr so viel lernen dürfet! Wie fürchterlich unwissend sind nicht im Allgemeinen die Frauenzimmer über eine Menge von Gegenständen, die ihnen gleichwohl so nahe liegen, die ihren Seelen und ihrem ganzen Leben so reiche Nahrung geben könnten! So vor Allem die Natur! Wir lieben sie, wir leben in ihr; sie hat wesentliche Aehnlichkeiten mit uns, und gleichwohl ist sie uns fremd, und wir leben wie Fremdlinge in ihr. Was wissen, was kennen wir von ihrem wunderbaren Reichthum, ihrer Ordnung und ihrem Leben?"

„Ach", antwortete Yngve, „sage das nicht. Ihr kennet, ihr verstehet weit mehr, als wir im Allgemeinen. Wir wissen Einiges von äußeren Kennzeichen, Classen, Ordnungen, Theilen; aber ihr erfasset die

Natur in ihrer Ganzheit, in ihrem innersten, ihrem göttlichen Leben."

Hertha schüttelte den Kopf und sagte lächelnd: „Ich würde Dir für das Compliment danken, wenn es nicht einer Menge anderer Complimente gliche, womit man uns aus den Lebenskreisen hinaus zu complimentiren sucht, worin man doch selbst leben zu dürfen glücklich ist. Ich weiß, Yngve, daß Du glaubst und denkst, was Du sagst. Aber wenn es wahr ist, daß Gott den Frauen die Fähigkeit verliehen hat, vorzugsweise das Leben, das Göttliche in der Natur aufzufassen, würde wohl diese Fähigkeit geschwächt werden, wenn wir auch Etwas mehr von diesem Leben, von seiner Ordnung, seinem Charakter, seinen Gedanken, wenn ich so sagen darf, erführen? Würde es weniger reich, weniger göttlich in uns werden, wenn wir es studiren dürften, wenn wir darüber nachdenken und es mit wachen Sinnen auffassen lernten, statt uns träumend darin zu verlieren? Würde die Natur nicht dann erst wirklich unsre Seelen ernähren, und könnten wir nicht vielleicht just mittelst dieses unseres tieferen Gefühls und mit unseren durch das Fernglas der Wissenschaft geschärften Blicken Wahrnehmungen und Entdeckungen machen, die jetzt nicht gemacht werden und daher auch der Naturwissenschaft oder dem Menschenleben nicht zu gut kommen? Würden wir nicht dadurch den wahren, göttlichen Sinn der Natur kennen lernen, statt daß wir, wie jetzt gewöhnlich geschieht, unsre eigenen unklaren Phantasien hineinlegen. Schon als Kind sah ich mit unaussprechlicher Sehnsucht auf die Felsen, die Bäume, die Gräser, auf

alle Gegenstände in der Natur, und wünschte Etwas über ihre Art, ihr Leben und ihre Bedeutung zu erfahren. Aber Mangel an Kenntnissen sowie an Gelegenheit, welche zu erwerben, hat die Natur für mich zu einem verschlossenen Buche gemacht, und noch in diesem Augenblick ist sie für mich weit mehr eine tantalisch verlockende und mir entfliehende Welle, als eine Leben spendende Quelle, die ich genießen und in deren Genuß ich dem Schöpfer danken kann."

„Wenn es so mit Dir steht," sagte Yngve, „o dann muß es anders werden. Und Du hast Recht, Du hast vollkommen Recht! . . . ich hatte die Sache nicht recht bedacht. Was für Egoisten wir Männer doch sind! — Willst Du morgen einen kleinen Vorbereitungscurs in den Naturwissenschaften beginnen? Ich will Dich Alles lehren, was ich weiß. Es ist nicht viel, aber es kann Dir doch als Eintrittskarte dienen, und mit Hilfe guter Bücher kannst Du Dich dann auf eigene Faust orientiren. Im Anfang wollen wir zusammen studiren."

„Dank, Yngve, Du bist gut!" sagte Hertha, indem sie ihn mit einem thränenbeglänzten Blicke ansah; und als sie nun die Natur um sich her betrachtete, die in der Pracht des nordischen Hochsommers wie in ihrem Brautkleid dastand, da fügte sie leise und gleichsam für sich hinzu: „Ich werde Dich also besser kennen lernen . . . Das Leben ist doch schön!"

Diese Worte von Herthas Lippen bereiteten Yngve ein Gefühl himmlischer Freude; er hörte darin die Erfüllung seines innigsten Herzenswunsches, sie mit dem Leben zu versöhnen. Und immer schöner erschien ihnen das Leben, während sie so zusammen weilten

und studirten, Gottes Werke und Weisheit in der Natur und in der Geschichte betrachtend, vor Allem in derjenigen Geschichte, welche allein sowohl die Unordnung als die Ordnung der ersteren vollständig zu erklären vermag. Denn Hertha hatte tiefer als Yngve begriffen, daß

„Auch die Natur ist ein gefall'ner Engel,
Doch in dem Antlitz des Gefall'nen leuchten
Die hohen Züge himmlischer Geburt,
Und Daphnes Herz pocht durch des Baumes Rinde."

Sie sprachen nie von Liebe, aber sie besaßen dieselbe, sie lebten in ihr, und der Liebe holder Zauber warf einen entzückenden Schimmer auf ihr Leben und auf Alles, was sie umgab. Sie wandelten rein und friedvoll neben einander, beglänzt von Gottes Auge, wie das erste liebende Paar auf unserer Erde, im Lustgarten des Paradieses.

Die Schlange.

Hertha sagte eines Tags zu Yngve:

„Yngve, hilf mir diese uralte Erzählung deuten, aber erst will ich sie dir vorlesen; die Widersprüche darin haben mich schon lange gequält."

Und sie las:

„Und die Schlange war listiger, denn alle Thiere auf dem Felde, die Gott der Herr gemacht hatte, und sprach zu dem Weibe: Ja, sollte Gott gesagt haben, ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?

„Da sprach das Weib zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten.

„Aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret sie auch nicht an, daß ihr nicht sterbet.

„Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben.

„Sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden Eure Augen aufgethan, und werdet sein wie Gott, und wisset, was gut und böse ist.

„Und das Weib schauete an, daß von dem Baume gut zu essen wäre und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte; und nahm von der Frucht und aß, und gab ihrem Manne auch davon, . . ."

Hier hielt Hertha inne, sah Yngve an und sagte: „Sie hatte doch einen gewaltigen Geist, unsere Urmutter, denn sie verlangte nach Wissen, sie verlangte wie Gott zu werden, selbst auf die Gefahr hin, das Leben und alle seine täglichen Genüsse zu verlieren! . . . Sie gehorchte einer mächtigen Eingebung! . . ."

„Aber die Schlange bethörte sie ja," fiel Yngve ein.

„Ja, so steht es geschrieben; aber höre mich jetzt, Yngve! Wenn Kenntnisse und Verstand die Mittel sind, die Vollkommenheit zu erreichen, „wie Gott zu werden" — und wir hegen die Ueberzeugung, daß sie ein nothwendiges Mittel für uns sind, um zur Kenntniß Gottes und seiner Wahrheit zu gelangen — warum heißt es denn, daß diese Kenntniß ver-

boten sei? Und wenn die Liebe zur Erkenntniß, der Drang nach einem höheren Wissen die Macht ist, welche Eva anzieht, warum wird sie dann, nebst allen ihren Töchtern nach ihr, dadurch bestraft, daß man sie vom Baum der Erkenntniß, welcher lehrt, was gut und böse ist, und somit auch vom Baume des Lebens, der ewiges Leben verleiht, ausschließt? Wie ungereimt, wie ungerecht ist das, wie unbillig, wie hart steht nicht hier der Gesetzgeber und der Richter da!"

„Vom Standpunkt des christlichen Bewußtseins aus allerdings," erwiederte Yngve, „wenn wir die einzelnen Theile der Erzählung buchstäblich nehmen, vorausgesetzt, daß unsere Uebersetzung dem Urtext vollkommen entspricht. Mir haben sich in gewissen Dingen immer Spuren der Unklarheit aufgedrungen, welche selbst den tiefsten Anschauungen der Völker in ihrem Kindheitsalter anklebt. Aber der Grundgedanke erscheint mir klar und tief, und die einzelnen Theile der Erzählung können von seinem Gesichtspunkte aus erklärt werden. Um vollkommen selbstbewußt und frei zu werden, muß der Mensch eine mächtige Versuchung durchmachen. Diese besteht in Folge der Ordnung der geistigen Natur darin, daß er sein eigenes Ich zum Mittelpunkt macht, statt sich an den wahren Mittelpunkt des Lebens, an Gott, zu halten. Die Selbstsucht (ebenso der Hochmuth und die Genußsucht) ist die Versuchung, die „Schlange", welche den Menschen verlockt, von seinem rechten Herrn und Wohlthäter abzufallen und vor der Zeit und um seiner eigenen Größe willen nach der verbotenen Frucht zu greifen, nach dieser Frucht, die

ihm bloß während seiner Kindheitsperiode, wo er sie noch nicht verdauen kann, verboten ist. Gehorsam und der Glaube an den höchsten Wohlthäter war wohl die erste Pflicht des Menschen. Der Schöpfer konnte ja das Verbot, das er erlassen, wieder aufheben; er konnte ja einen Tag bestimmt haben, wo er, die Quelle aller Erkenntniß und Weisheit, selbst das menschliche Kind bei der Hand nehmen, zu dem Baum der Erkenntniß führen und lehren wollte, was gut und böse ist. Die Erkenntniß und der Genuß sind nur dem egoistischen Prinzip im Menschen verboten. Nur durch Gehorsam und die freie Liebe zu Gott wird er dazu gelangen. Der Sündenfall bestand darin, daß das selbstsüchtige Prinzip siegte, daß der Mensch sich selbst zu seinem Gott machte, und das Höchste ohne den Höchsten zu gewinnen suchte. Die natürlichen und nothwendigen Folgen des Falles sind der Verlust des Unschuldszustandes, sowie der Erniedrigung und Verfinsterung der ganzen Welt des Menschen. Die Wiedererhebung beginnt mit einer neuen Eingebung im menschlichen Bewußtsein. — — Wie Dein Auge blitzt, Hertha!"

„Es blitzt in meiner Seele, Yngve! O, ich sehe, ich verstehe ihn jetzt, diesen gewaltigen Drang in unserer ersten Mutter, den Sündenfall, den langwährenden Bannstrahl und die Wiedererhebung durch die Wiedergeburt in der Seele der neuen Eva. Ich sehe sie zu den Füßen des Erlösers sitzen, sehe sie, bestrahlt von seinem Blicke und geleitet durch sein Wort, durch eine neue, höhere Eingebung, abermals zu dem Baum der Erkenntniß treten, eine jetzt nicht mehr verbotene Frücht davon pflücken und sie mit

ihrem Freund, ihrem Gatten theilen. Der letzte Zeuge vom Schöpfer in der ersten Schöpfung wird als der letzte Zeuge von ihm in der zweiten auftreten, wird von ihm zeugen aus der Tiefe des Gewissens durch eine höhere Wissenschaft, eine geistigere Anschauung des Lebens und der Dinge. Siehst Du es nicht so an, wie ich, Yngve?"

„Allerdings, wenn nur der Zeuge rein, edel, heilig im Wollen, wie im Wünschen ist. Je tiefer die Anschauung, desto höher das Wissen. Aber das Leben des Herzens ist ewig die Stärke der Frau, und das Mittel zu einer höheren Wissenschaft besteht für sie hauptsächlich in einer höheren Liebe. Glaubst Du das nicht auch, Hertha?"

„Ja, sie muß die Wahrheit, sie muß Gott über Alles lieben."

Beide verstummten. Ein schmerzliches Gefühl schien Yngves Seele zu ergreifen. Nach einer Weile sagte er mit tiefer Bewegung:

„Kann man Gott lieben, kann ein Mensch seine Liebe und die Liebe zu ihm verstehen, ohne daß er zuerst Seinesgleichen liebt? Kannst Du das, so bist Du anders als ich. Ich habe nicht eher verstanden, was die Liebe Gottes ist, als bis ich einen Mitmenschen lieben lernte."

Hertha schwieg. Yngve betrachtete sie zärtlich forschend, indem er fortfuhr:

„Könntest Du nicht auch von ganzem Herzen einen Mitmenschen, der Deinesgleichen wäre, lieben?"

„Ja," antwortete Hertha zögernd, „aber ich würde das Selbstsüchtige, das Beschränkende eines solchen Gefühles fürchten."

„Aber wenn Du von einem Menschen geliebt würdest, der gleich Dir das Höchste liebte, würdest Du Dich auch dann noch scheuen, sein Gefühl zu erwidern? Hertha, würdest Du Dich scheuen, mich zu lieben?"

Hertha erblaßte, warf auf ihn einen Blick, der einem Blitze glich, welcher sich schnell in der Wolke verhüllt, und antwortete leise: „Ja."

Das seltsame Bekenntniß in diesem Worte fachte die lange genährte Gluth in Yngves Brust zur Flamme an. Er ergriff Herthas Hand, drückte sie an seine Brust und rief: „O geliebtes Mädchen, fürchte mich nicht! Liebe mich wie ich Dich liebe! Gott hat uns einander gegeben; — ich fühle es in meinem Innersten. O, Du bist mein . . . mein!"

Aber während Yngve seinen Blick voll brennender Liebe auf Herthas Gesicht heftete, wurde sie immer blässer, und als seine warmen Lippen mit unaussprechlicher Innigkeit auf ihren Lippen, auf ihren Augenlidern ruhten, da flüsterte sie schmerzvoll: „O Yngve! Warum mußtest Du den Frieden zwischen uns stören!" Sie schien einer Ohnmacht nahe zu sein. Aber sie raffte sich plötzlich zusammen, riß sich aus Yngves Armen los und eilte mit den Worten: „Luft, Luft!" ans Fenster. Yngve stand auf.

Es traf sich nicht gut, daß just in diesem Augenblick die Pfarrerin hereinkam und die Unterredung der Liebenden unterbrach; das treffliche Gericht von Melonen und andern Früchten, das sie mitbrachte, hinderte Yngve nicht, die gute Frau ins Pfefferland zu wünschen, zumal da Hertha bald ihre Anwesenheit benützte, um sich zu entfernen.

Yngve folgte ihr zur Thüre hinaus und sagte mit heftiger, unruhiger Zärtlichkeit: „Hertha, ich muß Dich morgen sehen und mit Dir sprechen. Ich komme zu Dir."

„Morgen nicht, Yngve," antwortete Hertha; „morgen bin ich verhindert; aber bald, wenn Du willst."

Aber in Herthas Ausdruck lag eine Traurigkeit, welche Yngve nicht begriff, und die ihn ängstlich machte.

„Habe ich Dich erzürnt?" fragte er. „O, so bedenke, daß ich Dich so innig und so lange im Stillen geliebt habe, daß ich . . ."

Es traf sich nicht gut, daß just in diesem Augenblick der Pfarrer kommen und die Erklärung unterbrechen mußte; er merkte auch wohl, daß er nicht willkommen war, und rief daher scherzend:

„Aha! Ihr habt einander etwas zu sagen, was ich nicht hören soll! Nun, nun, ich gehe meines Wegs, und wenn ihr einmal den alten Pfarrer nöthig habt, Kinder, so braucht ihr es nur zu sagen. Ich werde dann gleich mit dem Buch kommen."

Aber ehe noch der Pfarrer sich entfernt hatte, war Hertha mit einem flüchtigen Gruß gegen die beiden Herren davon geeilt. Auf dem Heimweg suchte sie in ihrer Seele zu lesen, um Klarheit über ihre aufgeregten Gefühle zu bekommen. Was war ihr zugestoßen? Die allergewöhnlichste Sache, die den gewöhnlichsten Frauenzimmern mit den gewöhnlichsten Männern zustößt; ihre Sinne waren unter dem brennenden Strahl im Kusse des Geliebten geweckt worden. Mißfiel ihr sein kühnes Nahen? Nein,

im Grunde nicht. Dies mißfällt keinem Weib von Seiten des Geliebten, wenn sie darin ein Feuer erkennt, das nicht der Erde allein angehört. Und Hertha konnte sich über die Innigkeit und Wahrheit von Yngves Gefühl nicht täuschen. Aber dennoch trauerte sie über diesen Ausbruch desselben und über die Gefühle, die er bei ihr erweckt hatte; sie trauerte, wie die Sylphide trauert, wenn sie, in das Zaubergewebe verstrickt, ihre Flügel abfallen sieht. Bezaubernd wie die wollustathmenden Düfte der Tropenwelt war das Gefühl, das jetzt in ihrer Seele flammte, aber dennoch erschien es ihr als ein Herabfallen aus der reinen Region, in welcher sie bisher mit Yngve gelebt und geathmet hatte. „Es kann zwischen uns nie mehr werden, wie es früher war," dachte sie mit unruhiger Sehnsucht, indem sie fühlte, daß Yngve eine Macht über sie gewann, welche sie nicht freiwillig gegeben hatte und der sie sich nicht unterwerfen wollte. Und dann flüsterte die alte Schlange des Mißtrauens:

„Vielleicht sprach er eben so, vielleicht war er eben so mit dem ersten Mädchen, das er liebte und hernach verlassen hat. Vielleicht war sie, wie ich — schwach; und sollte ich thöricht sein, wie sie? — Yngve ist ja unbeständig gewesen — er hat vielleicht eine wirkliche Schuld auf sich lasten! — Habe ich nicht einmal das Bekenntniß derselben in seinen Blicken gesehen? . . . und ich sollte . . . nein, Yngve, so leicht sollst Du mich nicht gewinnen! Für eine solche Gefühlständelei, eine solche selbstsüchtige Liebe habe ich nicht mein Lebenlang gesehnt und gelitten, dafür bin ich nicht von Gott mit Licht und Hoff-

nung begnadet worden! Nein, weg mit dieser Weichlichkeit, mit diesen armseligen, selbstsüchtigen Gefühlen und Gedanken!"

Und Hertha ging mit stolzen Schritten durch die Ruinen der abgebrannten Stadt. Da kam die Erinnerung an Yngves Edelsinn und Liebenswürdigkeit, an die schöne Ergebenheit, die er ihr gewidmet, an das viele Licht, das er ihrer Seele geschenkt, mächtig über sie und erfüllte sie mit Gefühlen unaussprechlicher Zärtlichkeit und Dankbarkeit. Und diese Gefühle, verbunden mit ihrem reinen sittlichen Gefühl, zeigten ihr bald einen Weg zur Versöhnung und Harmonie.

„Ich will offen mit ihm sprechen", dachte sie; „ich will ihm meine Seele eröffnen, und wenn er der Yngve ist, an den ich glaube, der edle Jüngling, den ich lieben will, so wird er auch mich hören, mich verstehen, und wird sich selbst und mir klar werden. Ich will ihn bei der Hand nehmen, ihn in das Innerste des Lebens einführen, und durch ein heiliges Feuer die Gluth der Sinnlichkeit von unsern Lippen, aus unsern Herzen tilgen lassen. Ich will ihn und mich zu einem Opfer für das Heilige läutern. — So nur, Yngve, kannst Du mein werden und ich Dein!"

Und Herthas Herz klopfte wieder frei und hoch, und ihre Augen leuchteten von einem Feuer, so glühend und so rein, daß die Seraphe aus der Höhe in dieser irdischen Wandlerin Ihresgleichen zu sehen glauben konnten.

„Wie Deine Augen leuchten! wie schön Du doch bist, Hertha!" sagten ihre jüngern Schwestern, als

sie ihr im Hause entgegen kamen. „Ich glaube, daß Du das schönste Menschenkind von der ganzen Welt bist!“ rief die enthusiastische kleine Marie, indem sie die Ankommende umarmte.

Hertha küßte ihre Schwestern und lächelte. Sie fühlte sich jetzt leichten Herzens und zufrieden.

Aber als sie spät am Abend in ihr Zimmer trat, da lag auf ihrem Nachttischchen ein Billet, bei dessen Anblick ein unwillkürliches, unbehagliches Gefühl sie durchzuckte. Es kam von einer ihr unbekannten Hand und lautete wie folgt:

„Freunde von Hertha F. halten es für ihre Pflicht, sie in Kenntniß zu setzen, daß der junge Mann, in dessen Gesellschaft sie beinahe täglich ist und für dessen Braut sie zu halten man alles Recht hat, von Zeit zu Zeit heimliche Besuche bei einer Person von minder gutem Ruf im Hause Nr. 3 der — Straße abstattet, und für den Vater ihres Kindes gehalten wird. Diese Person nennt sich Amalie Winter!“

„Das ist eine Lüge“, sagte Hertha kalt, indem sie die Denunciation auf den Boden warf; „eine schändliche Lüge! Yngve! Wir haben einander sechs Monate hindurch gesehen, haben einander unsere Seelen erschlossen, einander Wahrheit und Aufrichtigkeit gelobt, und Du könntest . . . nein, das ist nicht wahr!“

Und sie trat auf das Billet mit stolzer Verachtung und bitterem Unmuth. Aber in der Nacht hatte sie Fieber und konnte kein Auge zuthun. Am folgenden Tag beschäftigte sie sich eifrigst mit den Haushaltungsgeschäften und war unaufhörlich thätig

Aber als die Dämmerung einbrach, da nahm sie Hut und Shawl und ging nach Amaliens Wohnung.

Als sie in die Nähe derselben kam, war es schon sehr dunkel. Gleichwohl sah sie einen Mann aus der Hausthüre kommen und in einer der ihrigen entgegengesetzten Richtung auf der Straße hingehen. Zwar war es dunkel und der Wanderer in der Dämmerung glich einem Schatten, aber seine Gestalt, die Schwierigkeit, mit welcher er, auf einen Stock gestützt, dahin ging, ein unnennbares, aber sicheres Gefühl, das keinen Zweifel gestattete, alles das verkündete ihr seinen Namen.

Der Name.

In einer Gemüthsstimmung, die sich leichter denken als beschreiben läßt, ging Hertha zu Amalien hinauf. Sie war allein und saß am Bette ihres Kindes. Sie befand sich augenscheinlich in einer aufgeregten Stimmung, die jedoch nicht ausschließlich schmerzlicher Art zu sein schien, obschon sie offenbar geweint hatte. Mit unruhiger Heftigkeit eilte sie Hertha entgegen, umarmte sie und verbarg eine Weile ihr Gesicht an der Schulter der Freundin.

Hertha machte sich sanft aus ihren Armen los, nahm ihren Kopf zwischen ihre Hände und sah mit ihren tiefen, ernsten Augen in die ihrigen, indem sie sagte:

„Wie steht's, Amalie? Du bist aufgeregt? Du hast geweint?"

„Ja," antwortete Amalie, indem sie sich wegwandte und zu ihrem Kinde zurückging, „ja, aber nicht vor Kummer; ich habe eine Freude, einen Trost gehabt. — Es wird künftig besser mit mir, besser, als ich verdient habe. — Aber frage mich nicht, Hertha; ich kann, ich darf nicht mehr sagen."

„Du mußt mir mehr sagen, Amalie," sagte Hertha mit furchtbarem Ernst; „Du mußt mir sagen, wer der Vater Deines Kindes ist."

„Unmöglich!" erwiederte Amalie, „verlange das nicht von mir, Hertha. Ich will Dir Alles, Alles sagen, nur das nicht. Ich habe geschworen, es nicht zu sagen. Ich würde ihn unglücklich machen, würde seine Zukunft zerstören! . . . Nein, nein, nie! . . ."

„Antworte mir," sagte Hertha mit einer Stimme, die unheimlich klang, so ruhig, so leise und doch so furchtbar gebieterisch war sie, — — „heißt er Yngve Nordin?"

Amalie sprang auf. „Mein Gott, Hertha, wie, wie hast Du diesen Namen erfahren? Ich habe ihn niemals genannt; ich hatte geschworen, ihn geheim zu halten! . . . Ich war ihm dies schuldig, denn ich trug mehr Schuld als er. Mein unverzeihlicher Leichtsinn war an Allem Schuld; — ich verführte ihn und nicht er mich! — Das ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit. Er war schwach, aber er ist gut. Er will jetzt alles wieder gut machen — er will für sein Kind sorgen! O er ist im Grunde edel und gut!"

Amalie hätte noch lange so fortfahren können, Hertha hörte sie nach dem ersten Bekenntniß kaum mehr. Das Zimmer, die Erde, die ganze Welt schien

sich mit ihr herumzudrehen, sie wurde schwindlich und mußte sich setzen. Schweigend und das Gesicht in ihre Hände verborgen, saß sie unbeweglich da, bis Amalie sich ihr näherte und sie unruhig fragte:

„Hertha, was hast Du denn? Willst Du mich nicht ansehen? Willst Du mir kein Wörtchen sagen? — Bist Du unwohl?"

„Ja," antwortete Hertha, indem sie sich langsam aufrichtete; — „ich habe einen sonderbaren Kopfschmerz und muß Dich jetzt verlassen; aber Du wirst bald von mir hören. Leb' wohl!"

Sie war todesblaß, aber Amalie sah es nicht in der Dunkelheit. Sie folgte ihr unruhig und sagte:

„Du wirst doch bald wieder gesund werden?"

„Ich hoffe es; ich glaube es."

„Und Du kommst bald wieder zu mir?"

„Ja, sobald ich kann."

„Und Du bewahrst das Geheimniß, den Namen, wie das Grab?"

„Wie das Grab," wiederholte die arme Hertha mit dumpfer Stimme, indem sie das Zimmer verließ. Auf der Treppe mußte sie ausruhen. Sie setzte sich auf eine Stufe, lehnte ihr Haupt an die Mauer und wünschte einen Augenblick, daß sie ihr Bewußtsein und das Leben verlieren möchte. Tritte von Leuten, die ankamen, jagten sie auf. Wie in einem schweren Traume befangen, ging sie nach Hause. Eine unerträgliche Last lag auf ihrer Brust, und ihr war, als breitete das ewige Dunkel seine schwarzen Flügel über das Leben und die Welt. Als sie über die Brandplätze der Stadt ging, mußte sie von Neuem ausruhen. Sie setzte sich auf eine vom

Feuer geschwärzte Mauer. War des Lebens und der Wirklichkeit letzte Wahrheit und letzte Wirklichkeit eine Ruine? Yngve, Yngve!

Sie kam an. Ihre jungen Schwestern warfen sich in ihre Arme.

„Du bist so lange ausgeblieben! Und es ist so finster. Wir sind so ängstlich gewesen!“

Hertha küßte ihre Lieblinge, bat, sie möchten sie eine Weile allein lassen, und ging auf ihr Zimmer.

Nach einiger Zeit kam sie scheinbar ruhig heraus und setzte sich mit der übrigen Familie zu Tische. Der Director und Tante Nella waren gesprächiger und heiterer als gewöhnlich. Hertha sorgte wie gewöhnlich für Alle am Tisch, aß und trank auch ein wenig; aber dennoch warfen ihre jungen Schwestern zuweilen fragende und beinahe angstvolle Blicke auf sie. Sie sahen, daß nicht alles im rechten Geleise war, daß etwas Ungewöhnliches und Düsteres in ihr vorging.

Als die Familie für den Abend auseinandergegangen war, nahm Hertha ihre Schwestern auf ihr Zimmer, setzte sich, schlang um jede einen Arm und sagte zu ihnen:

„Liebe Kinder, ich muß auf eine Woche, vielleicht auf vierzehn Tage verreisen, und ihr müßt inzwischen haushalten und es dem Papa und der Tante recht angenehm machen. Du, Marie, wirst morgen früh dem Papa dieses Billet zustellen und ihm dann, statt meiner, die Zeitungen vorlesen. Du, Martha, mußt das Hauswesen besorgen. Da sind die Schlüssel zur Speisekammer, zum Keller und zum Boden, da liegt das Haushaltungsgeld für den Rest des Mo

nats. Zeige einmal, liebe Martha, daß Du alles wohl besorgen kannst, wie Du ja bereits als mein Adjutant angefangen hast. Laßt sehen, daß ich euch bei meiner Rückkehr loben kann. Thut alles, was ihr könnt, um es dem Papa recht bequem zu machen. Ihr müßt auch an mich denken, liebe Mädchen, und für mich beten, und ich, . . . ich werde euch schreiben und den Tag meiner Rückkehr anzeigen. Vielleicht bin ich schneller wieder da, als ihr glaubt. Jedenfalls werde ich euch schreiben . . ."

Die jungen Mädchen begannen zu weinen. „Was ist denn vorgefallen?" fragten sie. „Du bist so bleich, Hertha, und Deine Hände sind so kalt. Es hat etwas Unangenehmes gegeben."

„Ja, aber fragt mich jetzt nicht weiter. Vielleicht werde ich euch einmal alles sagen können . . . Aber jetzt, gute Nacht, liebe Schwestern, gute Nacht."

Sie schloß die Mädchen in ihre Arme, küßte sie und bat sie, in ihr Zimmer zu gehen. Aber die Kinder hingen sich ängstlich an ihren Hals. „Verlaß uns nicht!" baten sie weinend. „Wir haben keinen Menschen in der Welt, der uns lieb hat und sich um uns kümmert. Du bist unsere einzige Stütze und Freude in der Welt. Verlaß uns nicht!"

„Nein, nein, niemals!" sagte Hertha mit Festigkeit; „niemals mit meiner Seele und meinem Herzen. Und wenn ich jetzt auf kurze Zeit von euch weg reise, so geschieht es nur, um später ungestört bei euch bleiben zu können, meine lieben Schwestern."

Aber Hertha konnte sich nicht von ihnen losmachen, ohne daß sie sich eine Weile von ihren Liebkosungen und Thränen überschütten ließ.

„Schwester! wenn es ein Wort gibt, das mir angenehm klingt, lieblicher als die schönste Musik, so ist es das Wort Schwester!" sagte einmal eine Mutter zu mir, die aus zwei Ehen mehrere Töchter besaß und dieselben gelehrt hatte, dieses Wort in Liebe auszusprechen.

Glücklich das Haus, wo der Name Schwester in Liebe und Freude genannt wird! Des Himmels Unschuld und die Gemeinschaft der Engel lebt und blüht darin in lieblichen Schöpfungen, einer Eingebung entstammend, die kaum in irgend einem andern Verhältnisse so rein, so frei und erfrischend ist. Keine Art von Ergebenheit ist zugleich so zärtlich und so fröhlich, so fruchtbar an unschuldigem Scherz, an frischem, ewig jungem Lachen, und dabei so reich an Frieden und an Trost, wie die Liebe unter Geschwistern.

Als Martha und Marie auf ihr Stübchen kamen, ließen sie eine Weile ihren Thränen freien Lauf und erschöpften sich in Vermuthungen, die jedoch zu keinem Aufschluß führten. Endlich suchten sie einander zu trösten mit Plänen über Alles, was sie während Herthas Abwesenheit im Hause vornehmen wollten, und womit sie die geliebte Schwester bei ihrer Rückkehr erfreuen könnten. Und diese kleinen Zukunftspläne warfen einen Rosenschimmer in das tiefe Dunkel des Abends.

Hertha ihrerseits hatte in der Umarmung ihrer Schwestern den festen Entschluß erneut, für sie zu leben, aber deßhalb, just deßhalb mußte sie sie jetzt auf eine kleine Zeit verlassen. Sie fühlte tief, daß sie das thun mußte.

Leser! ist Dir jemals durch eigenes oder fremdes Verschulden ein Unglück zugestoßen, bei welchem Du keine Rettung weißt, das Dich mit einer Art von panischem Schrecken schlägt, das eine entsetzliche Last auf Deine Brust wälzt, gleichsam Deinen Athem hemmt und Deine Sehkraft verdunkelt, so daß es Dir ist, als solltest Du Dich nie mehr freuen, nie mehr frei aufathmen können, dann wirst Du begreifen, wie es Hertha zu Muthe war. Wenn Du von diesem Schlag nicht stirbst oder wahnsinnig wirst — dies geschieht auch zuweilen — so bemächtigt sich Deiner eine wilde Unruhe, und Du fühlst, daß Du, um dem Raubthiere, das Dich zu zerreißen droht, um der Nacht, die Dich verschlingen zu wollen scheint, zu entkommen, fliehen, weit weg fliehen mußt, wo möglich vor Dir selbst fliehen, und hinweg von dem entsetzlichen Druck, der auf Dir lastet, fliehen vor dem, was wie eine Leiche, wie ein Gespenst vor Deinen Blicken steht, und dich verhindert, klar zu denken oder zu fühlen unter dem Entsetzen seiner stummen unheimlichen Gegenwart. Und hast Du das je empfunden, o wohl Dir, wenn Du dann Schwingen anlegen und augenblicklich wegreisen kannst! Dies ist zwar blos ein irdisches, körperliches Mittel; aber es ist doch ein wirkliches Hilfsmittel, eine kleine Hilfe, um wieder Athem zu gewinnen, um der Seele Zeit und Kraft zu verschaffen, daß sie sich über sich selbst und über das Geschehene besinnen kann. Das Reisen zerstreut. Der schwarze Dämon, der sich an unser Herz festgebissen hat, wird dadurch eingeschläfert. Wir fühlen nicht unaufhörlich sein Beißen und Saugen, und wir können Kraft gewinnen,

um ihn zu bekämpfen. Doch diese Kraft kommt nicht von der Reise allein.

Um den zermalmenden Qualen zu entgehen, die sich ihrer bemächtigt hatten, um Yngve's Nähe und seinen Besuchen zu entfliehen, um das Benehmen, das sie künftig gegen ihn einhalten mußte, reiflich überlegen zu können, um in der Tiefe ihrer eigenen Seele einige Klarheit zu gewinnen inmitten des Dunkels, das sie und ihn jetzt umhüllte, mußte Hertha, sie fühlte es, auf einige Zeit fortgehen; wohin? das war ihr gleichgültig, nur fort, fort von ihm!

Die ganze Nacht ging sie unaufhörlich in ihrem Zimmer auf und ab. Von Ruhe und Schlaf war keine Rede. Mitunter stellte sie sich an das Fenster und schaute zum Himmel empor, aber ohne Gebet und fast ohne andere Gedanken, als die finsteren Zweifels, der so lange gleich einem Nidhögg an der Wurzel ihrer Seele gelegen hatte, und jetzt von Neuem unter der Blumenhülle, welche die letzten Zeiten über ihn gelegt, sein Haupt hervorstreckte. Die Sterne funkelten ihr klar und kalt entgegen und Finsterniß bedeckte die Erde.

Als der Tag graute, machte sie sich reisefertig, nahm einen kleinen Nachtsack, worein sie einige Kleidungsstücke gepackt hatte, sowie eine Summe Geldes von dem Geschenk ihres Vaters, und begab sich nach dem Hafen, der nicht weit von ihrem Hause weg lag.

Wie vor einigen Monaten Rudolph, so ging sie jetzt allein und mit dem Gefühl eines entsetzlichen Unglücks in ihrer Seele auf der öden Landstraße

dahin. „Armer Rudolph!“ seufzte Hertha unwillkürlich. Sie empfand Gewissensbisse darüber, daß sie ihn (obschon sie einander seit seiner Flucht mehrere Male geschrieben) über den Gefühlen und Gedanken, die in den letzten Wochen ihre Seele erfüllt, beinahe vergessen hatte, und sie faßte plötzlich den Entschluß, ihn in Kopenhagen zu besuchen.

„Ich werde ihn sehen,“ dachte sie, „werde mit ihm weinen, werde ihn trösten mit meiner Theilnahme und mit meiner schwesterlichen Zärtlichkeit. Ich werde ihm eine bessere Freundin sein, als vorher, denn ich werde ihn besser verstehen, als früher, und das wird ihm sein Unglück, sein Leben ertragen helfen.“

„Und vielleicht wird es auch mir helfen!“ flüsterte leise eine Stimme in Herthas Seele. Ihre Reise hatte jetzt einen Zweck, der außer ihr selbst lag, und dieses Ziel glänzte wie ein heller Stern auf ihrem nächtlichen Weg. Dieser Leitstern glühte vor ihr am dunkeln Himmel, beleuchtete und lenkte ihre Tritte. Für energische und zugleich in ihrem Innersten weibliche Naturen gibt es nichts, was ihnen in eigener Noth Geist und Herz so aufzurichten vermag, als wenn sie einem Andern, zumal einem Freunde, zum Trost und zur Stütze werden können. An diesen Gedanken hält sich da die Seele, wie an einem Anker fest, während der Sturm rast und die Wogen hoch aufschlagen; sie fühlt dann ihre eigene Gefahr weniger; sie kann dieselbe möglicherweise vergessen.

Als Hertha an den Hafen kam, war eines der Kanalbote eben zur Abfahrt nach der westlichen Küste

bereit, und seine Rauchsäulen wirbelten hoch gegen den hellblauen Himmel empor. Sobald Hertha an Bord gegangen war, zog man das Landungsbrett ein.

Die Reise.

Riesen und Lichtalfen.

Welch eine Dichtung ist nicht das Riesenwerk, das in Schweden das Ostmeer mit dem Westmeer verbindet, und das wir den Göthakanal, „Schwedens blaues Band", nennen! Welch eine Dichtung vermöge seiner Geschichte, seiner Naturscenen, der kühnen Kunstwerke, der großen Erinnerungen, die sich daran knüpfen! Drei Jahrhunderte hindurch haben Schwedens Könige vom ersten Gustav an bis zum vierzehnten Karl, unterstützt von den genialen und patriotischen Männern des Landes (Brask, Polhem, Swedenborg, Thunberg, Platen), getragen von den Armen und dem Golde des Volkes, für seine Ausführung gekämpft! Im Kampfe mit Naturhindernissen und Schwierigkeiten aller Art, nach großen Unglücksfällen, verheerenden Kriegen, unter Mühseligkeiten im Innern, nach bedeutenden Verlusten (wie z. B. Finnlands), haben sich Regenten und Volk immer von Neuem wieder diesem großartigen Werk zugewandt und gemeinschaftlich daran zu arbeiten begonnen, wohl einverstanden darüber, daß in der innern Macht und im innern Leben des Landes die Nation ihre sicherste Stütze und Zukunfts-

Hoffnung habe. Welch ein Gedicht ist nicht jetzt die Reise auf diesem blauen Band, von Birgers Stadt an den Wällen des Mälar und der Ostsee bis zur Stadt Gustav Adolphs am Strande des Westmeeres, wenn wir auf diesen Wogen in das Innere des Landes eindringen, wo die Urgebirge uns dröhnend ihre Thore öffnen, und wir auf unsichtbaren Armen immer höher emporgehoben werden von Plateau zu Plateau, bis hinauf in die unbewohnten Urwälder an den Busen wilder Bergseen; wenn wir lautlos durch das Innere der Felsen dringen und aus diesen herabgesenkt werden in bezaubernde Seen, die wir so eben kaum noch tief unter unsern Füßen sahen, gleich Spiegeln in Rahmen von blühenden Wohnungen mit Städten, Dörfern und Schlössern; wenn wir an herrlichen Thälern vorübereilen, deren laubreiche Bäume uns traulich mit ihren Zweigen liebkosen, und wenn wir dann in wilde Gegenden hinauskommen, wo die Naturriesen sich widersetzen, ohne jedoch unsern Weg hemmen oder verschließen zu können.

Wild donnerte vom Berg der Wasserfall,
Der Kobold brüllte von der Goldesinsel,
Da sprengte das Genie die rauhen Felsen,
Und Schiffen mußten ihren Schooß sie öffnen.

Sodann aus den Armen des gewaltigen Kunstwerks in den Schooß der lieblichsten Natur und in die breiten, ruhigen, aber lebensvollen Wasser des Göthaelfs getragen zu werden; — und dies Alles, während eine ganze Welt von Erinnerungen der Vorzeit und von gegenwärtiger Romantik uns auf der Fahrt begleitet mit ihrem Walasang und ihren

Schlachtenliedern, mit ihren Runen von Sagen, Legenden und Geschichten, mit ihren Heldengräbern und Denksteinen, ihren Riesenurnen und heiligen Quellen, mit ihren uralten Schlössern, Ruinen und ehemaligen Klöstern — und bei jedem eine große tragische oder romantisch liebliche Erinnerung — mit ihren modernen Fabriken und Festungen, prächtigen Herrensitzen und kleinen rothen Hütten im Schatten der Tannen, alles in beständigem Wechsel und in großer Mannigfaltigkeit — ein wundersamer Runensang, worin die Waldfrauen und der Staatsmann, der Bergkönig und Schönjungfräulein, der Wassernix und die Königin, Dichtung und Wirklichkeit um den Lorbeer der Poesie wetteifern, vermöge der lebensvollen Bilder, welche sie darstellen, der Gefühle, die sie erwecken.

Kein Punkt auf der Fahrt ist jedoch merkwürdiger als der Trollhätta. Du hast die Höhen und Bergseen, den Wettersee mit seinen romantischen und fruchtbaren Ufern hinter Dir gelassen, Du bist in dem großen Wenersee, in welchen sich vierundzwanzig größere und kleinere Wasser aus den Provinzen und von den Höhen ringsumher ergießen, Du lässest Kinnekulles fruchtbrare Terrassen in einiger Entfernung und dringst unter den düstern Schatten des Hunnen- und des Hallebergs in die Wälder Westergylls ein. Die Gewässer des Wenersees, schwellend von den vierundzwanzig Bergflüssen, folgen nach und werfen sich bergehoch in den wilden, stürmenden Fall des Trollhätta. Aber Du bist ruhig im Walde. Still wirst Du durch seine Fichtenparke, durch die Granitberge getragen auf den Wellen des

klaren Wassers und hörst bloß aus der Ferne das Getöse vom Kampf der Naturriesen. Du kommst just da wieder aus dem Walde, wo der schäumende Fall mit seinen gewaltigen grünblauen Wassermassen sich hervorwälzt und auf einmal in den tiefen breiten Fluß verwandelt, der zwischen idyllisch blühenden, lieblichen Ufern nach einem Hintergrund von blaugrauen ferne wogenden Bergen, nach dem Meere eilt.

Wie feierlich, wie ernst und lieblich zugleich ist nicht die Natur just in der Gegend, wo diese Verwandlung vorgeht, und die Schiffe aus den waldigen Bergen auf zwei Armen zwischen grünen, laubigen Hügeln herabkommen, um sich in die freien Wogen des Flusses zu senken! Welch ein Contrast zwischen diesem Frieden und dem wilden Kampf, dem brausenden Fall daneben, den Felsen und dem Fall des Trollhätta!

So schön und stolz stand sie einst hier, der Alfen Pflegekind Ogn Alfafoster, als ihr riesiger Liebhaber Starkodder und ihr Bräutigam Hergrim an diesem Felsen ihretwegen einen tödtlichen Kampf kämpften; doch war sie nicht ruhig wie diese Natur, denn sie liebte nicht den Ritter, den Weltmann, welcher siegte, sondern sie liebte den Riesen und folgte ihm in den Tod.

Aber wir haben uns in diesen Erinnerungen vergessen und kehren jetzt zu der armen Reisenden zurück, welche wir hieher begleitet, und die von den eben beschriebenen Scenen nur wenig Genuß hatte.

Der Morgenwind blies kalt, als das Dampfschiff mit ihr über die tanzenden Wogen hinrollte. Still und unbeweglich, beinahe wie eine Bildsäule, saß sie

da, in ihren dunkeln, großen Wollshawl gehüllt, und sah auf die tanzenden Wogen, auf die dahin ziehenden Wolken, auf die fliehenden Ufer, auf die winkenden und wehenden Bäume, deren Laub vom Frost der Herbstnächte bereits vergilbt war, und die ihr ein Lebewohl zuzunicken schienen. Stunde um Stunde verging, und Hertha saß noch immer unbeweglich da. Es war, als ob die Pulse des Lebens unter dem krampfhaften Druck einer Hand ins Stocken gerathen wären.

Allmälig kamen verschiedene Passagiere aus ihren Schlafzimmern hervor auf das Verdeck. Sie bemerkten die schwarzgekleidete edle Frauengestalt, und machten scherzhafte Bemerkungen über ihre Unbeweglichkeit. Man nannte sie die Bildsäule, und begann wissen zu wollen, ob sie wirklich Fleisch und Blut habe, ob sie sich bewegen, ob sie sprechen könne u. s. w. Ein Halbgentleman beschloß, den Versuch zur Belebung dieser Bildsäule zu wagen.

Er setzte sich neben sie und schmauchte seine Cigarre, deren Rauchwirbel vom Wind in ihr Gesicht getrieben wurden. Sie wandte mechanisch ihren Kopf ab.

„Aha!“ dachte der moderne Pygmalion, „sie kann sich bewegen. Laßt sehen, ob ich sie nicht auch zum Sprechen bringe.“ Und er begann zwischen zwei Cigarrenwolken:

„Sehr schönes Wetter heute. Puff, Puff! aber etwas kalt! Puff!“

Keine Antwort, keine Bewegung. Neuer Puff und Cigarrenrauch, Spucken, Rauchpuff und neuer Versuch.

„Eine ausnehmend großartige Aussicht! Finden Sie nicht auch? Wie meinen Sie?"

Jetzt wandte die Bildsäule den Kopf und sah den Sprecher an. Er zog sich ein wenig zurück und sah verblüfft aus. Er rückte noch weiter weg, nahm seine Cigarre zu Hülfe, spuckte, summte eine Melodie vor sich hin, ging dann zur Gruppe der Tabakraucher zurück und flüsterte: „Sie ist ganz gewiß verrückt! Sie hat mich mit einem solchen Blick angesehen! Sie ist eine wahre Meduse!"

„Eine sehr gut gewachsene Meduse!" sagte ein großer älterer Herr mit einem Kennerblick auf Hertha, „und gar nicht häßlich, obgleich sie jetzt nicht bei gutem Humor zu sein scheint. Wenn sie bei besserer Laune ist, wird sie gewiß mit sich sprechen lassen."

Mehrere Herren und Damen kamen auf das Verdeck; bald waren alle Bänke besetzt. Der ältere Herr nahm neben Hertha Platz und rauchte und spuckte. Nachdem er dies eine Weile gethan, sagte er leise einige Worte zu ihr. Sie antwortete nicht, aber als er sie von Neuem anredete, stand sie auf und ging nach einem andern Theil des Verdecks. Aber alle Plätze waren besetzt und sie blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. Ein junger Mann mit ernsten, seelenvollen Augen stand auf und bot ihr seinen Platz. Sie nahm ihn dankbar an. Sie kam neben eine ältere Frau zu sitzen, die bald zu reden anfing, und als einige einsilbige Worte von Hertha ihr Hoffnung auf ein geneigtes Gehör machten, so fing die Alte an, von ihrer Familie, dem Zweck ihrer Reise, ihrem Lebenslauf, ihrem Gesundheitszustand und allen ihren Kindbetten zu schwatzen. Sie fragte auch, ob

das Frauenzimmer verheirathet sei oder nicht, und theilte ihr mit, daß sie selbst Taljquist heiße.

Herthas junger Beschützer ging unter das Verdeck, kam aber bald mit einem Büchlein in der Hand zurück, das er ihr mit höflichem Wohlwollen zum Lesen anbot. Der große Herr stand jetzt ganz nahe bei Hertha und blies gewaltige Wolken aus seiner Cigarre. Der junge Mann blieb ebenfalls neben ihr stehen, aber ohne Cigarre, und wärend er ganz und gar damit beschäftigt schien, die Gegend durch sein Fernrohr zu betrachten, drängte er sich zwischen Hertha und ihren Verfolger. Sie sah, daß sie einen Beschützer in ihrer Nähe hatte, und eine Regung der Dankbarkeit war das erste schmerzlose Gefühl, das sie seit vierundzwanzig Stunden gehabt. Scheinbar die Lebensbeschreibung der alten Frau anhörend, in der That aber gänzlich taub gegen dieselbe, saß sie da und heftete ihre Augen auf das Büchlein, das sie in der Hand hielt.

Als das Dampfschiff an die Schleusen des Trollhätta kam und die an Bord befindliche Gesellschaft, wie gebräuchlich, ans Land stieg, um den Fall zu betrachten, ging Hertha mechanisch mit.

Aber bald wurde es ihr unerträglich, unter den fröhlich plaudernden Menschengruppen zu gehen, und sie blieb daher hinter ihnen zurück. Während sie auf dem Fußweg durch den Wald ging, bemerkte sie, daß ein Herr ihr nachfolgte. Bald hatte er sie eingeholt, und Hertha erkannte ihren Verfolger vom Morgen, der sie jetzt mit neugierigen und frechen Blicken musterte, ihre Hand ergriff und zu ihr sagte:

„Warum gehen Sie so allein, ein so reizendes Mädchen wie Sie?"

Hertha entriß dem Zudringling ihre Hand und sah ihn mit einem solchen Blicke an, daß er sagte: „Nun, nun, bei Gott, das ist doch nichts so Schreckliches; man wird doch noch ein Mädchen anreden dürfen, ohne daß sie . . ."

Ungeduldig sah sich Hertha nach irgend Jemand unter der Reisegesellschaft um und bekam jetzt in diesem Augenblicke Frau Taljquist zū sehen, die athemlos hinter ihr her lief und schon von Weitem rief:

„Hören Sie doch, Fräulein, Fräulein! Wie viele Schleusen gibt es doch zwischen hier und Stockholm? Taljquist und ich haben darum gewettet; da ich aber nicht genau weiß, ob ich Recht habe, so möchte ich hören, was Andere davon wissen, und Taljquist folgt mir dicht auf den Fersen nach."

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen," antwortete Hertha; „aber wir können es ja bald erfahren," fügte sie hinzu, da sie Frau Taljquist bei sich zu behalten wünschte. Frau Taljquist ihrerseits fühlte ein solches Bedürfniß, sich über dies und jenes mittheilen zu können, daß sie sich nicht lang bitten ließ, bei Hertha zu bleiben, zumal da jetzt auch Herr Taljquist, noch athemloser, mit noch lauterem Geschnaufe als seine Frau, aber auch in weniger gutem Humor über ihre unerwartete Flucht, hinter Hertha her, ankam.

„Ich wollte mich nur wegen der Schleusen erkundigen, wer von uns beiden Recht hat," sagte Frau Taljquist.

„Der Teufel hole die Schleusen!“ brummte Herr Taljquist.

Das Taljquist'sche Ehepaar, Hertha und ihr ungebetener Begleiter holten bald die übrige Gesellschaft ein, die auf dem Berggipfel über dem Höllenfall versammelt war und eben im Begriff stand, ihren Weg nach den untern Schleusen bei Aker fortzusetzen.

Als die Gesellschaft dort wieder an Bord stieg, um weiter zu fahren, war Hertha nicht dabei. Die wilden donnernden Fälle, die einsame Gegend, die waldigen Berge rings umher, der Kampf der Naturriesen und ihre symbolische, gewaltige Sprache hielten sie mit magischer Kraft zurück. Es däuchte sie schön hier auszuruhen und sich vor den Menschen verbergen zu können, die sie quälten, sich vor den Zudringlichkeiten ihres Verfolgers und den vertraulichen Mittheilungen der Frau Taljquist sicher zu stellen.

Als das Dampfschiff aus den Schleusen des Trollhätta hervor in den schönen Fluß hineinschoß, da saß Hertha auf Gullö, umbraust von den donnernden Wellen, ganz allein und mit dem Büchlein in der Hand, das sie behalten hatte, ohne daran zu denken.

Das betäubende Getöse des Falles erschien ihr wie ein Wiegenlied, das den wilden Kampf in ihrer Brust beschwichtigen wollte, und dies auch für einen Augenblick wirklich that. Als der Abend und die Dunkelheit kam, ging sie ins Wirthshaus und verlangte und erhielt dort ein Zimmer.

Schlaflos verbrachte sie die Nacht. Als der Morgen graute, ging sie aus. Sie wandelte von den Fällen von Toppö und Gullö durch den Wald über

die Felsen hinab nach dem Höllenfall; sie ruhte einen Augenblick bei den Riesenurnen im Urgebirge, um dann sogleich ihren Gang von Neuem zu beginnen, denn sie fühlte das Bedürfniß, durch körperliche Ermüdung die Qualen ihrer Seele zu lindern und, wenn auch nur für einen Augenblick, Vergessenheit ihres Leidens, nur für einen Augenblick Schlaf zu gewinnen. Aber immer überwältigender schienen die Dunkelheit und ihre Schrecken über ihre Seele zu kommen. Kräftige Naturen können viel ertragen, ohne zermalmt oder gebrochen zu werden. Allein es gibt einen Zustand, wo sie Mühe haben, sich aufrecht zu erhalten, und dieser Zustand tritt dann ein, wenn der Schlaf sie verläßt und den finstern Phantomen preisgibt, die ihre Seele eingenommen haben. Die Schlaflosigkeit, welche die ganze Zeit in einen ununterbrochenen Tag verwandelt und die trockenen heißen Augen zwingt, unverwandt auf einen einzigen dunkeln Punkt hinzustarren, gleicht dem alten Weib, welches Thor niederwarf, nachdem er siegreich mit Göttern und Riesen gekämpft hatte. Die größte Gewalt des Leidens besteht darin, daß es uns unser höheres Bewußtsein, unser Licht und unsere Kraft verlieren macht. Hätte man in diesen Tagen die rastlose Wanderin am Trollhöttafall gefragt, was sie suche, so hätte sie antworten können: „Mich selbst".

„Yngve! Yngve! wie war das möglich!" Dies war der finstere, beständige Gedanke in Herthas Seele, wo er wie eine Schlange zusammengerollt lag. Und Glaube und Liebe, Abscheu und Verachtung wechselten ab in dem Versuch, diesen Knäuel zu lösen,

aber vergebens. Ihre Gedanken begannen sich zu verwirren, und sie fürchtete wahnsinnig zu werden.

Auf dem Felsen von Gullö steht eine einsame schwarze Tanne, die mit einem Wipfel von wildverworrenen Zweigen über die Tiefe hinhängt, als wollte sie da hinabstürzen, eine wunderlich dämonische Gestalt, die düstere Gefühle hervorruft und ein Erzeugniß solcher zu sein scheint. Ist sie in den Fußstapfen der schönen Riesenbraut aufgewachsen, die einst dort stand und sich in die Tiefe hinabstürzte, um den Qualen des Lebens zu entfliehen? Die düstere Gestalt fesselte Hertha mit Riesengewalt. Sie zeigte in die Tiefe hinab und schien zu sagen: Da! da! Es gab einen Augenblick, wo Alles um sie her finster wurde. Aber da kam ein kosender Wind, berührte ihre brennenden Schläfe und machte die Tannen auf den Felsen rauschen. Hertha glaubte darinnen die Liebkosungen ihrer jungen Schwestern zu fühlen und ihre Bitten zu hören: Verlaß uns nicht! Sie wandte sich ab von den verführerischen Wasserfällen und beschloß, Alles aufzubieten, um einige Stunden schlafen zu können und dadurch wieder klare Besinnung zu gewinnen. Sie verschaffte sich einschläfernde Tropfen beim Arzt am Trollhätta, allein diese gewährten ihr keinen Schlaf, sondern bloß eine Betäubung voll von Fieberphantasien.

Sie war zur Stunde der Mitternacht in einer Kirche, und der Mond schien eine Weile zwischen düsteren Wolken hervor durch die Gitterfenster des Thores herein. Schweigende Menschen saßen schattengleich im Chor, und im Hintergrund desselben

stand auf schwarzem Boden ein großes goldenes Kreuz, das einen schwarzen Schimmer verbreitete.

Die Orgel brauste und eine Stimme sang:

„O Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt."

Da erhoben sich die schattengleichen Menschen, gingen zum Altar und knieten nieder. Hertha folgte ihnen, von einem unwiderstehlichen Drang erfaßt, und empfing mit den Andern Christi Leib und Blut.

So verließ sie die Kirche und ging zu Yngve, den sie im Morgenschlummer schön und lächelnd in seinem Bette liegen sah. Aber sie weckte ihn und sprach ernst und traurig zu ihm:

Yngve! Yngve! Du hast gelogen vor dem Himmel und vor mir, und Du mußt jetzt sterben. Aber ich habe meine Lippen geheiligt in dem Blut, das Dich rein machen kann, und ich bin gekommen, um Dich zu heiligen.

Und sie beugte sich über ihn und küßte ihn. Da erblichen Yngve's rothe Lippen, und eine Marmorstarrheit nahm seine Glieder und Züge ein. Er sah mit vorwurfsvollem und dennoch liebreichem Blick zu ihr auf, bis er erstarrte. Sie drückte seine Augenlider zu, und er war todt und mit ihm alle ihre Lebensfreude.

Sie sah eine andere Welt, ein wunderbares Reich des Todes und des Schreckens. Da war eine große Stadt mit Straßen, Gassen und Märkten, aber aus Gräbern und steinernen Denkmälern bestehend. Kein Baum, keine Blume, kein Grashalm war da zu sehen. Ein sternloser, stahlgrauer Himmel wölbte sich über

der Stadt der Gräber und der Todten, die sich ins Unendliche über die ganze Erde zu erstrecken schien. Tiefe Dämmerung herrschte daselbst, und kein Ton, kein Laut des Lebens wurde gehört, sondern nur ein dumpfes Getöse, das sich zuweilen erhob, dann wieder leiser wurde und ganz erstarb, gleich dem Getöne tiefer, flehender Seufzer.

Als Herthas Blick sich an die tiefe Dämmerung gewöhnt hatte, die hier herrschte, bemerkte sie bei vielen Denkmälern Gestalten, die daselbst im Gebet lagen und einmal ums andere die Mauern der Gräber mit ihren Lippen berührten. Sie schienen irgend Etwas zu erwarten. Auch Hertha stand an einem Denkmal, einer einsamen Säule, die sie mit ihren Armen umfaßt hatte und fest an ihre Brust drückte; und sie wußte wohl, wer da innen verwahrt lag, und warum ihr warmes Herz gegen den harten Stein pochte. So vergingen viele Jahre, und viele von den Betenden an den Gräbern wurden müde und verließen ihre Posten, um nach den Städten und zu den Vergnügungen des Lebens zurückzukehren. Aber Hertha wurde nicht müde, sondern harrte getreu aus mit dem warmen Herzen, das gegen den harten Stein pochte, und wartete der Stunde, wo „die, so in den Gräbern liegen, die Stimme Gottes hören werden.“

Plötzlich flammte es im Osten, und eine starke Stimme rief: „Die Stunde ist gekommen!“ und die Erde zitterte und die Gräber zerborsten. Die Säule, welche Hertha umfaßt hatte, bewegte sich, und sie fühlte ein Herz, das an dem ihrigen schlug. Sie hielt Yngve in ihren Armen, und er schlug seine

Augen auf, aber o! mit welchem nächtlichen Ernst in seinem Blick, indem er sagte:

„Warum wecktest Du mich — bloß um mich zum Gericht zu führen?"

Hertha antwortete: „Ich habe Dich aus dem Gericht gewonnen, Yngve; ich habe Dich durch Wachen und vieles Beten gewonnen. Kannst Du mich nur lieben? Gedenke unseres Bundes und sprich die Wahrheit."

Da wandten sich Yngves Augen von den ihrigen ab und sahen nach andern Gegenden und nach einem Schatten, der in der Nähe stand, als ob er Yngve erwartete, und der Amaliens Züge trug. Da war es Hertha, als würde ihr Herz von einem unsäglichen Schmerz zusammengeschnürt, und bald sah sie sich wieder allein und irrte wie ein Schatten unter den Gräbern im Reich des Todes umher.

In solchen schrecklichen Fieberphantasien bewegte sich Herthas Seele, während sie einen Punkt suchte, an dem sie ausruhen konnte.

Nach einem solchen Traum stand sie eines Morgens auf und ging ins Land hinaus, weit weg von dem Wasserfall, dessen Tosen ihr jetzt peinlich zu werden anfing. Da hörte sie Glocken zusammenläuten, und aus diesem Umstand, sowie aus dem festlichen Anzug der Leute ersah sie, daß es Sonntag war. Sie folgte der Menge und kam in eine kleine Landkirche am Saume des Waldes. Es war eine einfache, aber in edlem Styl gebaute steinerne Kirche, mit einem hohen Chor, in dessen Tiefe ein hohes goldenes Kreuz stand und den dunkeln Hintergrund beglänzte. Es glich demjenigen, das sie im Traum

gesehen hatte. Sie blieb. Bauernvolk in seiner Landestracht erfüllte die Kirche. Der Geistliche trat vor den Altar. Hertha konnte seinem Vortrag nicht folgen, sondern verstand bloß, daß er Alle zu einem heiligen, tröstenden Mahle einlud. Und als sodann die Gemeinde, während sie das Lied: „O Lamm Gottes!“ sang, sich erhob und zu dem Altar ging, da trat Hertha mit ihr vor und beugte ihr müdes Haupt am Fuße des Kreuzes.

Der Frieden der Kirche, der Gesang, die mystischen Worte, welche der Geistliche leise und feierlich aussprach, die sanften, ernsten Gesichter, die sie umgaben, und unter denen sich viele alte, wie auch einige des Augenlichtes beraubte befanden, der Anblick des hohen leuchtenden Kreuzes, der Gedanke an Ihn, dessen Symbol es war, alles das wirkte mächtig auf Herthas Seele; und als der Geistliche sich ihr näherte und sie verwundert und zögernd ansah, da schaute sie mit einem Ausdruck so tiefen Leidens und so innigen Verlangens zu ihm auf, daß er ihr das Mahl nicht verweigern konnte, auf das sie nach den schwedischen Kirchengesetzen kein Recht besaß, weil sie weder angemeldet worden war, noch der Beichte angewohnt hatte. Aber er folgte unwillkürlich der mächtigen Eingebung des Augenblicks, denn er war überzeugt, daß er, wenn jemals, jetzt ein der Gnadenmittel bedürftiges Menschenkind vor sich hatte. Hertha empfing die Gnadenmittel, neigte ihr Haupt und — weinte.

Eine hohe, herrliche Gestalt trat zwischen sie und den geliebten, aber schuldigen Jüngling, der ihr solches Herzeleid bereitete. An das Herz des Gottmen-

schen, zu seinen Füßen legte sie sich selbst, ihr Leben, ihren Kummer, ihren Geliebten, seine Sünde, sein und ihr eigenes Leben, Alles in inniger, vollkommener Ergebung nieder, und sie fühlte sich gerettet. Gleich dem verschmachtenden Wüstenwanderer lag sie am Rand der frischen Quelle und trank neues Leben.

Stilles Mahl! Wer zählt die verborgenen Wunder der Erlösung, die du seit dem Augenblick deiner Einsetzung gewirkt hast und fortwährend wirkst in Seelen, denen du neues Leben gibst!

Religionsformen mögen wechseln, Kirchen veralten und sich verwandeln, Geschlechter kommen und gehen, aber du, stilles, geheimnißvolles Mahl, bleibst allzeit dasselbe, die zerstreuten Heerden sammelnd, die Seelen mit demselben Leib, demselben Blut nährend, und alle Geheimnisse des Daseins sammeln sich in dir und strahlen von dir aus. Stilles, heiliges Mahl, Gemeingut aller Secten, geheimes Band, das alle Seelen mit einander und mit dem Einen verknüpft, Bewahrer des Liebeslebens in einer liebesarmen, aber liebesbedürftigen Welt, Bewahrer der Hoffnung, Erzieher für die Gemeinschaft des Himmels, so lange du in der Kirche begangen oder von da aus in die Kammern der Leidenden gesandt wirst, so lange lebt noch Christi Leben und Kraft darin — und wenn ich, gleich Vielen, mit Sehnsucht einer Kirche der Zukunft entgegensehe, die wahrer und wirksamer sein soll, als diejenige, die jetzt in unserem Norden die Gewissen der Menschen beherrschen will, so geschieht dies, weil sie dann zahlreicher und mit mehr Innigkeit zu dir kommen und deine

Fülle schmecken werden, du stilles, heiliges Mahl, Quelle ewigen Lebens!

Als Hertha durch den rauschenden Fichtenwald nach den Fällen zurückging, fühlte sie, daß nicht Alles verloren war, daß Einer unwandelbar, rein und treu übrig blieb, Einer, den sie lieben, zu dem sie aufschauen und an den sie sich mit ihrer ganzen Seele und ihrer ganzen Kraft anschließen konnte — der Hirte und Freund aller Seelen. Die fallenden Wasserstürze, der brausende Sturm, alle Unruhe des Erdenlebens, sie hatten ihre Zeit und ihren Uebergang; aber Er blieb ewig. Sie waren die Mitte, nicht das Ende, denn an diesem stand Er, und sie hatte sein Dasein, sein Leben gekostet. In der Welt war Streit, aber in Ihm konnte sie Frieden haben, das fühlte sie deutlich. Eine stille, hohe, liebevolle Resignation erfüllte ihre Seele, verbunden mit einer dankbaren Freude über die Verwandlung, die mit ihr vorgegangen, und die Erfahrung, die ihr zu Theil geworden war.

Eine solche Erfahrung ist von unnennbarem Werth für das ganze Leben und verleiht unserer Seele in Bezug auf das Wesen Gottes und sein unmittelbares Verhältniß zu ihr eine Gewißheit, die nichts mehr zu erschüttern vermag. Und ob Er sie an sein Herz emporhebe und die Freuden kosten lasse, die keine Zunge aussprechen kann, oder ob Er sie zur Erde beuge, wie der Wind das Schilfrohr am Ufer beugt, so ist sie zufrieden, zufrieden, daß Er mit ihr ist und daß Er die Liebe ist. In tiefster Winternacht ist dies ihr Licht.

Solcher Art waren Herthas Gefühle, während

sie durch den einsamen Wald nach Hause ging, und in dem Licht, das jetzt in ihrer Seele leuchtete, schienen alle dunkeln Räthsel des Lebens klar zu werden. Auch über Yngves verworrenes und verzerrtes Bild kam eine Verklärung. Hatte sie nicht jetzt dieselbe Lehre, die sie von seinen Lippen vernommen, mit einem neuen Gefühl ihrer Wahrheit erfaßt? Konnte er falsch, konnte er ein Lügner sein? Mußte nicht Alles Lüge sein, ehe es sich so verhalten konnte? Und Hertha faßte plötzlich den Entschluß, ihn selbst zu fragen und die Wahrheit zwischen ihnen urtheilen zu lassen. Aber zuerst mußte sie Rudolph sehen. Sie fühlte sich jetzt, da sie ihre Klarheit und Entschlossenheit wieder gewonnen hatte, im Stande, ihm zu nützen, und beschloß also, am folgenden Tage nach Kopenhagen hinüber zu fahren. Sie bedurfte bloß einer Nachtruhe. Es waren jetzt sieben Nächte, daß sie nicht geschlafen hatte.

In dieser Nacht schlief sie tief und fest. Aber die Kämpfe der Seele wirkten auf den Körper zurück, und Hertha erwachte am Morgen mit einem schrecklichen Kopfweh. Sie schickte nach dem Arzt, der ihr auf ihr ausdrückliches Verlangen stark zur Ader ließ. Mit einer gewissen bitteren Freude sah sie ihr Blut rinnen, bis sie einer Ohnmacht nahe war. Hätte sie doch mit all ihrem Blut Yngve von seiner Sünde freikaufen können!

Nach dem Aderlaß und unter dem Einfluß eines beruhigenden Trankes wurde Hertha verhältnißmäßig schmerzfrei, blieb aber im Bette. So lag sie den ganzen Tag mit geschlossenen Augen, und nur die eine und andere Thräne, die langsam durch die dun-

keln Wimpern über die bleichen Wangen hinabrollte, verrieth den stillen Kummer ihrer Seele.

So lag sie noch am Abend, als sie die Thüre aufgehen und Jemand leise ins Zimmer treten hörte; da sie aber glaubte, es sei eine der Mägde vom Hause, die versprochen hatte, nach ihr zu sehen, so blieb sie still und mit geschlossenen Augen liegen. Da fühlte sie einen warmen Kuß auf ihrer Hand, die zu gleicher Zeit mit Thränen benetzt wurde. Hertha schlug ihre Augen auf und sah ein schönes junges Mädchen, das an ihrem Bett kniete und sie mit dem Ausdruck der innigsten Liebe betrachtete.

„O verzeih! verzeih!" bat Eva Taubes liebliche Stimme, „und schicke mich nicht fort. Ich hörte, daß eine Unbekannte, die sehr krank und betrübt scheine, hier liege, und da wollte ich mich erkundigen, ob ich ihr nicht irgendwie nützlich sein könnte, denn auch ich bin betrübt und krank im Herzen. Aber jetzt, da ich Dich erkannt habe, kann ich Dich nicht mehr verlassen. O laß mich bei Dir bleiben, bis Du wieder gesund bist! Laß mich Deine Schwester oder Deine Dienerin sein. Wer weiß? vielleicht kann die Geringe und Schwache der Starken manchen kleinen Dienst leisten. Das würde mich so herzlich freuen. Sage nicht nein. Ich will ganz still sein, aber ich kann Dich nicht verlassen. Es ist mir Bedürfniß, Dir nahe zu sein; das wird wohlthuender auf mich wirken, als alles Andere."

„Wie kommst Du hierher?" fragte Hertha, indem sie kosend ihre Hand um den Nacken des Mädchens legte.

„Mit meinen Eltern," antwortete Eva; „wir rei-

sen nach Kopenhagen, wo mein Vater Geschäfte hat, und da haben sie mich und Marie mitgenommen, um mich zu zerstreuen und aufzumuntern, wie sie sagen. Denn ich bin diese ganze Zeit her in meinem Gemüth sehr unruhig gewesen und bin es noch jetzt; aber das Alles will ich Dir hernach sagen, wenn ich nur bei Dir bleiben darf. — Du mußt mir mein dunkles Innere aufhellen, Du mußt mich über mich selbst und über das, was ich zu thun habe, klar machen; das kann Niemand als Du. O laß mich bei Dir bleiben! Ich frage nach ganz Kopenhagen Nichts, wenn ich nur hier an Deinem Bett sitzen darf. Marie mag mit den Eltern nach Kopenhagen gehen."

„Bitte Deine Mutter, daß ich mit ihr sprechen darf," sagte Hertha, und Eva, die in diesen Worten eine Einwilligung hörte, küßte voll Wärme die Hand der Patientin und eilte zu ihrer Muttter.

Zwischen Frau Taube und Hertha war es bald ausgemacht, daß Eva da bleiben solle, bis Hertha wieder so weit hergestellt sei, daß sie selbst über den Sund reisen und Eva zu ihren Eltern zurückbringen könne. Hertha sagte der Matrone, daß sie in Kopenhagen einen geisteskranken jungen Verwandten besuchen wolle, und wenn sie auch im Kreise ihrer Bekannten nicht eigentlich beliebt war, so genoß sie doch eine so allgemeine Hochachtung, daß Frau Taube ohne alle Fragen und alles Bedenken Eva in ihrem Schutze zurückließ.

Eva war überglücklich. Sie stand in den Jahren, wo es bei warmherzigen jungen Mädchen so gewöhnlich ist, daß sie eine exaltirte Ergebenheit gegen her-

vorragende Personen ihres eigenen Geschlechts fassen, besonders wenn diese sich durch eine Charakterstärke auszeichnen, welche sie an sich selbst vermissen, und Eva Taube hatte sich schon seit geraumer Zeit zu Hertha hingezogen gefühlt, wie die schwache Ranke zu dem starken Baum, um dessen Stamm sie sich schlingen muß, wenn sie sich zum Licht erheben will.

Das Stübchen am Trollhättafall, das an den vorhergehenden Tagen ein so düsteres Leiden gesehen hatte, bot diesen Abend einen freundlichen Anblick dar.

Die blasse Patientin saß jetzt, offenbar weit besser, hoch aufgebettet da. Ihr üppiges goldenes Haar war von den Schläfen zurückgestrichen und fiel in freien Wogen über die weißen Kissen hinab, während ihre noch fiebermatten Augen mit mütterlicher Huld auf der jungen Freundin ruhten, die an ihrem Bett kniete, ihre Hand zwischen den eigenen hielt und sie bald an ihre Lippen drückte, bald an ihre heiße Wange legte, indeß sie ihr übervolles Herz vor ihr ausschüttete.

Eva erzählte, wie ihr Widerwille, welchen sie stets gegen eine Verbindung mit Herrn von Roheisen gehegt, in Folge seines Benehmens bei der Feuersbrunst dermaßen zugenommen habe, daß ihr der Gedanke daran unerträglich geworden sei, und wie sie ihre Eltern vermocht habe, ihr die Auflösung dieses Verhältnisses zu gestatten. Inzwischen war die Lage der Familie in Folge des Brandes und anderweitiger neuer Verluste eine sehr bedrängte geworden; sie sah, wie ihre Eltern sich darüber grämten und offenbar eine Wiederanknüpfung mit dem reichen Manne

wünschten. Herr von Roheisen seinerseits hatte sich dazu bereit erklärt; er betrachtete die Zurücknahme des Eheversprechens von ihrer Seite als eine gewöhnliche Mädchenlaune, die er verzeihen wolle, und machte den Vorschlag, daß man, um einer Wiederholung solcher Launen vorzubeugen, die Hochzeit so bald als möglich veranstalten solle. „Und jetzt weiß ich, was mir bevorsteht," fuhr Eva fort. „Nach dieser Reise, die meine Grillen vertreiben soll, wird man auf meine Entscheidung dringen. Meine Eltern werden sagen, ich könne thun, was ich wolle, sie wollen mir nicht zureden; aber sie werden bekümmert aussehen; ich werde in ihren Blicken und ihrem ganzen Ausdruck lesen, was sie wünschen; ich werde sehen, wie ich durch meine Heirath die Zukunft meiner Eltern und Schwestern erleichtern, wie ich damit Allen eine Freude machen könnte, nur nicht mir selbst. Denn nie, nie kann ich in dieser Ehe glücklich werden. Ich bedarf eines Mannes, den ich hochachten, zu dem ich als zu einem leitenden Freund aufschauen kann. Und das kann ich nicht in diesem Fall. Aber habe ich auch ein Recht, bloß mein eigenes Glück ins Auge zu fassen? Darf ich um meines eigenen Glückes willen Allen entgegenhandeln? Ist das nicht unrecht und egoistisch? Ach! ich bin von Kirche zu Kirche gegangen, um in den Worten der Prediger Rath und Licht zu finden; aber sie haben eine Unterwerfung und einen Gehorsam gepredigt, wogegen mein Herz sich empört, weil ich nicht weiß, ob diese Unterwerfung und dieser Gehorsam im gegebenen Fall Gottes Wille ist. Könnte ich nur das wissen! Ich habe Gott früh und spät

um Erleuchtung angefleht, und doch ist kein Licht in mein armes Gemüth gekommen, und das hat mich ganz ängstlich gemacht. Manchmal bin ich auch so gleichgültig gegen mich selbst und gegen Alles in der Welt geworden, daß ich mich selbst hätte wegwerfen mögen, da sich ja Gott doch Nichts um mich kümmere. Ach! das war wohl ein sündhafter Gedanke, denn der liebe Gott hat mich ja hieher, zu Dir geführt, und Du wirst mich, das weiß ich, belehren und aufklären."

Hertha ließ das junge Mädchen sich vollständig aussprechen, dann sagte sie:

„Hast Du je daran gedacht, daß Du in Deiner Ehe Kinder bekommen könntest?"

„Nein," antwortete Eva, „wenigstens habe ich nie bei diesem Gedanken verweilt . . ."

„Und dennoch ist es dieser Gedanke allein, der Dir Licht auf Deinen Weg geben kann," sagte Hertha. „Wenn Du einen Vater zum Lehrer und Vorbild für Deine Kinder zu wählen hättest, würdest Du Herrn von Roheisen wählen?"

„Nein," sagte Eva mit größter Bestimmtheit, „das würde ich nicht thun."

„Glaubst Du, daß er durch Deinen Einfluß anders werden, daß er sich bessern könnte?"

„Ach," seufzte Eva, „man hat mir das zwar gesagt, aber ich glaube es nicht. Er ist um so viel älter, welterfahrener und willenskräftiger als ich. Ich würde nie den Muth haben, mich ihm vollständig zu zeigen oder ihn um Etwas zu bitten; ich würde als seine Frau weniger offen, weniger freimüthig werden, als ich jetzt bin; ja ich glaube, ich

könnte eine Heuchlerin werden, denn ich fürchte ihn. — Ich möchte nicht von ihm abhängen, möchte nicht sein Sohn oder seine Tochter sein."

„Nun wohl, so werde auch nicht sein Weib!" sagte Hertha mit großer Bestimmtheit, indem sie ihre Hand auf das Haupt des jungen Mädchens legte; „Du versündigst Dich sonst gegen Gott und gegen den Mutterberuf, den er Dir gegeben hat, das Wohl des Kindes zu wahren, das er in Deinem Schooß entstehen läßt. Ach, Eva, ich wundere mich alle Tage, wie die Menschen theils in, theils außer der Ehe so leichtsinnig Kinder ins Leben setzen können, in das große, bittere, fürchterliche Leben, das entweder den Himmel oder die Hölle zu Ausgangspunkten hat — Kinder, Wesen mit unsterblichen Seelen, die so schwer leiden, so schmerzlich verzweifeln und den Urhebern ihres Lebens einmal vorwerfen können, daß sie ihnen das Leben gegeben. Besonders dem Mutterherzen der Frau hat der Schöpfer die Verantwortlichkeit und die Sorge für das Wesen anvertraut, das sie unter ihrem Herzen tragen soll, und dennoch — wie oft denkt sie wohl daran, wenn sie sich einem Manne übergibt? Eva! das ist mein letztes Wort in dieser Sache: heirathe den Mann nicht, dessen Tochter Du nicht sein möchtest."

„Hertha!" rief Eva, „Du nimmst mir einen Stein vom Herzen, Du ziehst die Binde von meinen Augen, und ich sehe jetzt Alles klar! . . . O Du hast Recht, Du hast Recht, und Gott ist es, der mich zu Dir geführt hat, denn . . . Aber, Hertha, verlaß mich später nicht, denn ich werde Deiner Stütze und Deines Rathes sehr bedürfen. Meine Eltern sind

gut, sehr gut. Aber sie glauben, ein Mädchen müsse entweder heirathen oder daheim bei kleinen Frauenzimmerarbeiten sitzen, und dürfe Nichts thun, als ihre Toilette besorgen und Besuche machen; und dies ist mir nie genug gewesen und wird es immer weniger. Wir sind viele daheim; man bedarf uns nicht alle zu Hause, und ich muß es nothwendig jetzt auf einige Zeit verlassen. Könnte ich nur Etwas unternehmen, um meinen Eltern und Schwestern nützlich zu sein! Aber ich bin so unwissend; ich verstehe von Allem ein wenig, aber nur oberflächlich, und ich weiß Nichts gründlich. Gleichwohl möchte ich so gerne arbeiten, tüchtig mit allen Kräften arbeiten, wenn ich nur damit einigen Nutzen schaffen und aus dem Zustand der Ungewißheit und Halbheit herauskommen könnte, der jetzt mein Seelenleben und auch mein häusliches Leben ausmacht. Ich gehe wie in einer Dämmerung; ich weiß nicht, was ich bin, was ich kann. Ich suche mich selbst. Ich gleiche einem Acker, der brach liegt, aber fruchtbar werden könnte, wenn man ihn bebaute."

Je länger Eva so sprach, um so leuchtender strahlten Herthas Blicke über das junge Mädchen hin. Ihr Haupt erhob sich, sie gewann den ihr eigenthümlichen Ausdruck selbstbewußter Kraft und Entschlossenheit wieder, und ihr ernster Blick drang zärtlich forschend in die junge Seele, die sich ihr erschloß.

„Ich verstehe Dich," sprach sie, „und was Du sagst, freut mich. Für uns Frauen liegt noch der größere Theil vom Lebensacker brach, und man will uns hindern, ihn anzubauen. Aber ein klarer und fester Wille kann manche Schranke durchbrechen. Findest

Du in Deiner Seele ein Verlangen nach einer größeren, allgemeineren Thätigkeit in irgend einer bestimmten Richtung?"

„Nein, das nicht," antwortete Eva; „ich fürchte die Oeffentlichkeit und glaube mich zu jeder Wirksamkeit auf eigene Faust unfähig. Aber ich möchte gern meine geringe Wirksamkeit, mein geringes Leben irgend einem Ziel weihen, das ich als groß und edel erkennen würde, das würdig wäre, daß man dafür lebt und arbeitet. Ich würde z. B. gern ein armes Kind an mein Herz drücken, würde gern für dasselbe leben und arbeiten. Das würde mich glücklich machen. Mit einem solchen Kind würde ich die Armuth nicht fürchten; ich könnte sicher ein nothdürftiges Auskommen für uns beide erwerben. Dies ist mein Zukunftstraum gewesen und ist es noch jetzt. Aber zuerst will ich selbst besser, klarer, stärker werden, als ich bin, und darum laß mich Dich lieben, Dich sehen, Dich zuweilen hören, zu Dir aufschauen. Es ist so schön, so herrlich, emporzuschauen, zu lieben, zu bewundern."

„Ach, dann mußt Du nicht zu einem Menschen, nicht zu Deinesgleichen emporschauen!" sagte Hertha mit tiefem, wehmüthigem Ernst, „Du wirst Dich betrogen finden. Nur zu Gott schau empor. Ich kann Dir nicht genug wiederholen: Der Mensch ist schwach; selbst der beste ist unvollkommen, und Wahrheit, bittere Wahrheit liegt in unserem alten Sprichwort: Ungewiß ist Alles, was man in eines Andern Brust besitzt."

Es lag in Herthas Ausdruck, während sie fortfuhr, Eva vor allzu großem Vertrauen und Glauben

an die Menschen zu warnen, ein so düsterer Ernst, daß ihre junge Freundin tief erschüttert wurde. Aber sie sagte dennoch kosend: „Du glaubst doch an mich und an meine Ergebenheit gegen Dich? Ich weiß, daß ich für Dich sterben könnte. Wer Dich einmal liebt, muß Dich immer lieben und ein besserer ernsterer Mensch werden. Ich verlange nicht, ich bin nicht würdig zu wissen, was Dich veranlaßt, so viel Böses von den Menschen zu glauben; aber gewiß hast Du viel gelitten, und das Leiden verdüstert das Gemüth, so daß es vielleicht nicht immer richtig urtheilt. Verzeih mir, daß ich so zu Dir zu sprechen wage; aber ich liebe Dich so innig, und es thut mir so weh, daß Du so denken sollst."

Und Eva badete Herthas Hand mit ihren Küssen und Thränen.

In dem alten Lied von Gudrun, die bei Sigurds Leiche sitzt, aber nicht weinen kann wie andere Frauen, denn sie will nur sterben, heißt es:

„— — Die edlen
Töchter der Jarle,
goldgeschmückt,
saßen vor Gudrun;
jede erzählte
ihr schwerstes Leid,
das schmerzlichste,
was sie getroffen."

Das tröstet endlich die Trauernde, so daß sie in Thränen und Gesang ausbricht.

So wird der eigene Schmerz durch Mitgefühl für Andere gelindert. So fanden auch die beiden jungen Weiber in — ihrer innigen Theilnahme fü

einander großen Trost. Bald sah man Eva mit beruhigtem Gemüth still und anmuthsvoll ein leichtes Abendbrod für Hertha bereiten, und sie schien in diesem Dienst sich selbst zu vergessen, während Hertha mit duldender Hingebung sich von ihr pflegen ließ und lächelnd ein Glas Milch nebst Brod aus ihrer Hand empfing.

„Lies mir Etwas vor!“ bat Hertha später am Abend ihre junge Freundin; „lies mir dies vor,“ fügte sie hinzu, indem sie ihr das kleine Heft reichte, das ihr unbekannter Freund auf dem Dampfboot in ihre Hand gelegt hatte, das aber bisher ein versiegeltes Buch für sie gewesen war. Es war F. O. Wallin's herrliches Gedicht: Der Todesengel, so eben erst nach dem Tode des großen Mannes erschienen. Eva las und sie las schön. Bei den Klängen dieser gewaltigen Poesie richtete sich Herthas Seele gleichsam auf, denn Alles was das Leben Schreckliches, und Alles was es Großes und Schönes hat, tritt darin in derben Schatten und glänzenden Lichtern hervor, von Meisterhand aus einem Herzen entnommen, das tief aus der Wermuthsquelle des Lebens, aber auch aus dem Erlösungsbrunnen des Evangeliums getrunken hatte und daher zum Menschenherzen sprechen konnte, wie nur selten ein Sterblicher. Es war der Todesengel, der jetzt durch die „Davidsharfe im Norden“ zu Hertha sprach.

Hertha lauschte diesem Gesang über Tod und Leben; sie ließ sich dadurch in das gemeinsame Loos des Menschengeschlechts versenken, und einen Augenblick erschien ihr das eigene Schicksal ganz erträglich, ihre eigenen Prüfungen und Qualen dünkten sie ge-

ring. Sie machte sich gleichsam von sich selbst los, und bei dem Schimmer, welchen der Todesengel über das irdische Leben verbreitete, erschien ihr dasselbe in all seiner Bitterkeit edel und menschenwürdig. Während sie bei dieser Idee ausruhte und ihre Augen auf dem unschuldsvollen Gesicht ihrer jungen Vorleserin haften ließ, kam ein feierlicher, stiller Friede über ihre Seele. Mit gefalteten Händen, den Kopf auf die Brust herabgeneigt, schlief sie ruhig ein. Eva las noch eine Weile fort, um sie noch fester einzuschläfern; dann machte sie sich am Fuß von Herthas Bett ein kleines Lager zurecht und ruhte da so sanft, wie seit langer Zeit nicht mehr — das gute junge Mädchen.

Am folgenden Tag fühlte sich Hertha vollkommen wohl. Sie schrieb ihrem Vater und ihren Schwestern, bestimmte die Zeit ihrer Rückkehr und fuhr am folgenden Tag mit Eva über das Kattegat nach Kopenhagen. Dort führte sie das junge Mädchen, mit dem sie einen innigen Herzensbund für die Zukunft geschlossen hatte, ihrer Familie wieder zu und suchte dann Rudolph auf.

Wohl, daß sie in dieser Stunde zu ihm kam! Der unglückliche Jüngling wurde von namenloser Unruhe und von den entsetzlichen Erinnerungen der Brandnacht, die immer stärker in seiner Seele aufzutreten schienen, umhergejagt, so daß er im Begriff stand, das Haus, wo man ihn aufgenommen hatte, zu verlassen und in die Welt hinauszuwandern, ohne ein anderes Ziel, als sich selbst zu entfliehen.

Hertha rieth ihm von dieser Wanderung nicht ab, sondern bestärkte ihn vielmehr in der Absicht

eine lange Fußreise zu unternehmen. Im Verein mit den Verwandten, die ihm Gastfreundschaft geschenkt, entwarf sie dann eine Marschroute für ihn und versah ihn mit Briefen, die ihm an verschiedenen Orten unterwegs Freunde und erforderlichen Falls auch Mittel verschaffen sollten. Dies war gut für den Unglücklichen, aber o wie unaussprechlich wohlthuender wirkten auf ihn nicht ihre eigene Gegenwart, ihr stärkender, trostreicher Zuspruch, der Gedanke, daß sie bloß ihm zu Liebe nach Kopenhagen gekommen sei, daß er ihr Etwas gelte, daß sie ihn lieb habe! Die Freude und Dankbarkeit darüber machten ihn zu einem Kind in ihrer Hand. Sie ihrerseits war von der in den letzten Tagen empfangenen Taufe dermaßen gestärkt, daß sie jetzt mit ganz anderer Gewißheit und Kraft als früher zu dem armen „Sohn der Dämmerung" sprach, und es gelang ihr, ihn zu trösten und aufzurichten. Nachdem sie mit mütterlicher Sorgsamkeit Rudolphs Ausrüstung für seine Wanderung beschafft, nachdem sie ihn, mit dem Ränzel auf seinem Rücken, weinend, aber dennoch glücklich, glücklich durch ihren Segen und ihren Kuß auf seine Stirne, mit dem Wanderstab in der Hand seinen einsamen Weg gehen gesehen, da wandte sich Hertha, ohne von den herrlichen Kunstschätzen, welche das nordische Athen umschließt, den mindesten Augenschein genommen zu haben, ihrem Heimatland und Vaterhause wieder zu.

Dort wurde sie mit unaussprechlichem Jubel von ihren jungen Schwestern empfangen, deren Thränen und Liebkosungen ihr zeigten, was sie ihnen galt.

Ihr Vater dagegen empfing sie mit strengen, finstern Blicken, ohne jedoch ein Wort zu sagen, obschon er im Stillen die Emancipation der Weiber verfluchte. Aber er empfand jetzt gegen seine älteste Tochter eine Hochachtung, die mit Furcht gemischt war. Er bedurfte ihrer und scheute sich, sie vor den Kopf zu stoßen.

Tante Nella war äußerst verblüfft über Herthas unerklärliche Abreise und Wiederkehr und brummte unaufhörlich ihre Vermuthungen darüber vor sich hin, während sie sich in die interessant verworrenen Garnfitzen vertiefte, welche sie zur Hand genommen hatte, um ein großes Gewebe vorzubereiten, das im Hause verfertigt werden sollte.

Die Schwestern hatten Hertha viel von Yngve Nordin zu erzählen. Er war am Tag ihrer Abreise ins Haus gekommen, hatte sich bei der Nachricht von ihrer plötzlichen Abreise äußerst bestürzt gezeigt, und auf seine vielen unruhigen Fragen um sie hatten sie ihm nur traurige und unbefriedigende Antworten zu ertheilen vermocht. Er war mehrere Male wiedergekommen, um Erkundigungen über sie einzuziehen, und das letzte Mal hatte er ein Billet für sie zurückgelassen. In diesem fand Hertha bloß folgende Worte:

„Hertha! Warum das? Ich habe das Recht, eine Erklärung zu fordern."

„Yngve."

Warum wohl drückte Hertha diese Worte mit krampfhafter Heftigkeit an ihre Brust? Weil der trotzige, beinahe herausfordernde Geist, worin sie geschrieben waren, blitzschnell in ihrem Herzen das

Gefühl hervorrief, daß sie von einem Unschuldigen kommen, dem Unrecht geschehen sei, und der mit dem Freimuth der Schuldlosigkeit Genugthuung fordere. O daß es so sein, daß sie sich getäuscht haben möchte! Aber wie war das möglich, wie war es denkbar? Wie sollte das dunkle Räthsel sich erklären lassen?

Der Brigittensommer.

Nicht bezaubernd, wie der indianische Sommer in Nordamerika, aber doch rührend lieblich und schön ist oft in Schweden die Zeit, welche wir den Sommer der heiligen Brigitta, Brittsommer, Brigittensommer nennen. Er beginnt zur gleichen Zeit, wie der amerikanische Nachsommer, hört aber viel früher wieder auf; sein Leben gleicht einem schönen Lächeln, das auf einen Augenblick ein düsteres Gesicht erheitert.

Schon sind die Ernten von unsern Feldern heimgebracht, Nachtfröste und Sturzregen, mitunter auch Schneeregen haben die Schönheit der Laubbäume und Wiesen verheert; die Blumen haben ihre Köpfe gesenkt, die Blätter sind schwarzbraun geworden. Da bricht im Anfang Octobers eine klare Sonne herein und bringt ruhige, warme Tage, wo die schwedische Natur auf einmal in strahlender Herbstpracht ersteht mit ihren vielfarbigen Laubbäumen, ihren leuchtenden Trauben an den Elsen- und Sperberbäumen, ihren strahlenden Sonnenblumen, ihren Heidelbeerbüscheln auf der Heide und ihren zierlichen Vögeln, welche die Wipfel der Bäume umkreisen; einer No-

vize gleich, schmückt sie sich am herrlichsten just in dem Augenblick, wo sie von der Schönheit des Lebens Abschied nimmt, um in ihr winterliches Grab zu gehen.

Die nordische Heilige, deren Namenstag in diese Zeit fällt, und deren innere Wärme so groß war, daß sie im Kloster Wadstena mitten im strengsten Winter in einer ungeheizten Zelle auf dem bloßen Erdboden schlief, ohne Kälte zu empfinden, hat dieser Sommerzeit, die kaum weniger wunderbar ist, als ihr eigenes inneres Sommerleben, ihren Namen gegeben.

Die Elsen- und Sperberbäume im Sonnenberger Pfarrhof erglänzten von rothen Trauben, umkreist von Schaaren prächtiger Seidenschwänze, an einem schönen Morgen des herrlichen Brigittensommers. Der Pfarrhof selbst sah so blank, so geputzt und sonntäglich aus, wie wenn man sich dort auf ein Fest vorbereitete. Frische Wachholderreiser dufteten, über dem Boden des Saals und Erkers ausgestreut; die Sonne strahlte heiter durch die hellen Scheiben herein auf blanke Tische und schöne Blumen.

Die Pfarrerin hatte unglaublich viel zu thun, setzte alle ihre Mägde in volle Thätigkeit und lief selbst mit ihrem großen Schlüsselbund vom Boden in den Keller, von der Speisekammer in die Milchkammer und dann von einem Schrank zum andern, um Tischzeug, Silberbesteck und Porzellan zu holen. Sie stand eben am Leinwandschrank und quälte sich, ob sie das Tischtuch mit den großen oder den kleinen Rosen, mit dem Wandersmann oder mit den Sternen wählen sollte, als der Pfarrer hereintrat und rief:

„Ei, ei, meine liebe Alte, kann man denn heute auch nicht einmal ein Viertelstündchen mit Dir plaudern? Es ist doch entsetzlich, wie viel Du zu thun hast und wie viel Mühe Du Dir machst mit solchen Possen und Geschichten, wie Frau Eule sich ausdrücken würde."

„Warum nicht gar Mühe?" sagte die kleine Frau Pfarrerin voll Vergnügen. „Du weißt wohl, daß eine solche Mühe meine größte Freude ist, besonders wenn ein Vortheil für die Kleinkinderschule dabei heraussieht. Und Geschäfte und Arbeit, Gott segne sie! sie sind mein Leben und meine Lust, und ohne sie möchte ich nicht leben. Heute bin ich seit vier Uhr Morgens wie eine Feuerflamme im Haus herumgefahren, es ist mir aber auch Alles so leicht aus der Hand gegangen und so gut gerathen, wie wenn der liebe Gott expreß seinen Segen dazu gegeben hätte. Die Teige gehen, daß es eine wahre Lust ist, und Du glaubst nicht, welchen prächtigen Küchengruß ich just heute früh erhalten habe. Rathe einmal."

„Einen Hirschbraten?"

„Einen Hirschbraten? Was fällt Dir ein? Nein, aber Etwas, was ebenso gut ist: drei Hasen und eine Waldschnepfe! . . . Du weißt, daß wir die Braten zu dem Schmause zu liefern haben."

„Drei Hasen und eine Waldschnepfe! Dafür muß ich Dir einen Kuß geben!" rief der Pfarrer entzückt. „Es war mir doch, als ob es ganz außerordentlich gut röche von der Küche her. Aber sag einmal, könnten wir nicht Küsters einen von den Hasen schenken?"

„Das wollen wir morgen sehen, liebes Väterchen, wenn nämlich nach dem Abendessen noch ein Hase übrig ist. Bedenk doch, daß wir an die dreißig Personen haben werden. Aber jedenfalls müssen wir Küsters zum Braten einladen, und . . . (ich glaube, ich nehme die kleinen Rosen, das Tuch ist zwar schon stark abgenützt, aber bei Licht sieht man es nicht) — und die armen Weiber im Armenhaus müssen am Sonntag jede ihren Kuchen haben."

„Du bist ein prächtiges Weib, eine treffliche Hausmutter!" sagte der Pfarrer herzlich.

„Ach was ist es für eine Kunst hauszuhalten, wenn man Alles so gerade genug hat, wie ich? aber sieh, lieber Alter, ich habe erst heute Gott gedankt, daß ich nicht reich bin, denn dann würde ich nicht wie jetzt wissen und fühlen, was für eine Freude es ist, zu arbeiten und zu sorgen, und Alles so auszudenken und einzurichten, daß es ausreicht und noch ein wenig übrig bleibt. Und wenn ich die Woche hindurch gearbeitet habe und am Schlusse derselben sehe, daß ich Etwas übrig behalte, was ich ohne Schaden für das Haus weggeben kann, so macht mir das eine solche Freude. Ueberdies kommt durch solche Geschäfte in Leib und Seele ein frisches Leben, wovon reiche Leute keinen Begriff haben. Und wenn ich den Tag über herumgehe und nach dem Viehstand, der Speisekammer oder dem Garten sehe, und wenn ich draußen auf den Feldern sehe, wie die Saat wächst und Alles gedeiht, oder wenn ich zum blauen Himmel emporblicke, da erscheint mir die Erde so schön, der liebe Gott so gut und das Leben so herrlich, daß ich nur weinen möchte."

„Weinen?“ sagte der Pfarrer verwundert, „warum weinen?“

„Nun darum, weil ich nicht einige Wesen um mich habe, die meine Gefühle theilen könnten, weil wir keine Kinder haben. Denk Dir einmal, wenn ich neun oder zehn oder doch wenigstens ein halbes Dutzend Töchter hätte, mit denen ich wirthschaften könnte, die ich arbeiten und genießen lehrte, wie ich es thue, wie angenehm wäre das für sie und für mich, zumal jetzt, wo ich alt werde und gar wohl eine Person im Haus brauchen könnte, auf die ich mich verlassen dürfte; die Mägde bleiben doch immer Mägde, und man kann ihnen Nichts überlassen. Ich denke mitunter, daß ich im Himmel Töchter bekommen muß, weil mir auf Erden diese Freude versagt ist.“

„Ei, liebe Alte, im Himmel arbeitet man nicht und hält keine Mägde, sondern man . . .“

„Nein, lieber Alter,“ fiel die Pfarrerin ein, „komm mir jetzt nicht und rede von Deinem Himmel, wo man bloß mit Palmen in den Händen dastehen oder sitzen und Tag und Nacht Psalmen singen und gar nichts Anderes thun soll. Denn ich sage Dir, dorthin will ich nicht kommen, und wenn Du selbst darin wärest. Ich würde es nicht aushalten, so mit Palmen in den Händen dazusitzen, und ich bin fest überzeugt, daß der liebe Gott etwas so Unnützes weder von mir noch von andern Menschenkindern verlangen wird. Nein, arbeiten, streben, viel zu thun und zu sorgen haben, das muß ich dort wie hier dürfen, wenn ich gedeihen soll. Und sage mir nicht, daß der liebe Gott nicht Mittel und

Wege habe, mich und alle Menschen zu beschäftigen, die ihm auf andere Weise dienen wollen, als daß sie mit Palmen in den Händen dasitzen und Psalmen singen. Er hat in seinem großen Haushalt ganz gewiß Speisekammern und Gärten zu besorgen (mögen sie auch geistiger Art sein, wie Swedenborg sie beschreibt), und arme Seelen, die daraus ernährt werden müssen. Ich verlange nichts Besseres, als dem lieben Gott zu dienen, aber er muß mich an eine wirkliche Arbeit setzen und nicht bloß Palmen in der Hand halten lassen. Und wenn er so gut ist, wie ich glaube, so wird er mir auch einige Töchter geben, die ich erziehen und zu seinen Dienstmägden heranbilden kann, denn so erst würde das Himmelreich ein wahrer Himmel für mich. . . . Nein, ich nehme doch die großen Rosen, die kleinen sind schon gar zu oft gestopft."

„Höre, Mutter," sagte der Pfarrer, „Du sprichst so oft davon, daß es ein wahrer Himmel für Dich wäre, Töchter zu haben. Warum sollten wir uns aber einen solchen Himmel auf Erden nicht verschaffen, wenn es in unserer Macht steht? Die Mittel dazu haben wir ja, und Platz auch, seit wir hier sind. Und ich meine auch, es müßte ganz angenehm sein, ein Paar junge Mädchen im Hause zu haben, die wir lieben könnten und die uns lieb hätten. Vielleicht hat uns der liebe Gott gerade deßhalb eigene Kinder versagt, damit wir uns um so mehr fremder Kinder annehmen, die dessen bedürfen. Wenn Du willst, so laß uns je eher je lieber eine oder zwei Töchter ins Haus nehmen."

Die Pfarrerin blieb jetzt mit den großen Rosen

auf ihrem Schooße sitzen und betrachtete ihre Ehehälfte mit einem Ausdruck, welcher deutlich zeigte, wie sehr ihr diese Frage zu Herzen ging. Endlich sagte sie:

„Wenn Du wüßtest, wie oft mir dieser Gedanke schon gekommen ist! Aber ich hatte bisher noch keine jungen Mädchen gesehen, die ich so recht von Herzen mein nennen und in mein Haus aufnehmen möchte. Jetzt dagegen weiß ich wirklich ein Paar junge Mädchen, denen ich eine wahre Mutter sein zu können glaube, und die Du gewiß auch lieben könntest.“

„Nenne sie, nenne sie mir! Ich gehe augenblicklich hin und hole sie.“

„Ich meine — Eva Taube und ihre Schwester Marie. Es sind zwei prächtige Mädchen, und sie können recht tüchtige und gute Frauen werden, wenn sie auf den rechten Platz und in die rechten Hände kommen. Die Mutter ist eine herrliche Frau, aber sie thut Alles selbst im Hause und überläßt ihren Töchtern Nichts als Kleinigkeiten und solche Geschäfte, die weder Nachdenken noch Zeit erfordern. Nun sind auch viele Mädchen im Hause, und mit den Finanzverhältnissen soll es nicht zum besten aussehen, so daß ich glaube, die Eltern würden Nichts dagegen haben, wenn ein Paar von den Mädchen in ein Haus kämen, wo sie wie eigene Kinder gehalten würden. Für Eva ist es überdies ein großes Bedürfniß, daß sie von Hause wegkommt, zumal nachdem sie, wie ich mit großem Vergnügen höre, den Muth gehabt hat, diese Verlobung rückgängig zu machen. Aber sie muß auch allen Versuchungen und

Ueberredungskünsten, wodurch man sie zur Wiederanknüpfung dieses Verhältnisses bestimmen möchte, entrückt werden. Sie bedarf einer neuen, frischen Wirksamkeit, und eine solche würde sie hier finden. Marie ist noch ein Kind, aber ein wahrer Engel, und liebt Dich, seit sie bei Dir zur Beichte gegangen ist, so sehr, daß ich darüber eifersüchtig werden könnte, wenn es mich nicht so ungemein freute. Ich bin überzeugt, daß diese beiden Mädchen gerne zu uns kommen würden, wenn nur ihre Eltern einwilligen. Aber was sagst Du dazu?"

„Die Sache gefällt mir so gut, wie wenn sie im Himmel ausgedacht worden wäre. Die Eltern zu bearbeiten, nehme ich auf mich. Was die Mädchen betrifft, so gedenke ich kurzen Proceß zu machen und ihnen zu sagen, daß wir sie gar nicht haben wollen, wenn sie nicht sogleich mir und Dir in die Arme springen und Vater und Mutter zu uns sagen."

„Nur sachte, lieber Alter, sei nicht gar zu eifrig, denn Du könntest sie sonst erschrecken. Ueberdies müssen wir sagen, die Sache sei nur so ein Versuch auf ein Paar Jahre, um zu sehen, wie wir uns bei einander vertragen u. s. w."

„Nun das versteht sich von selbst, daß wir ihnen gefallen und sie uns; das sagt mir mein Gefühl. Die Mädchen kommen doch heute mit ihrer Mutter zu uns? Heute noch muß der Vorschlag gemacht und die Sache wo möglich entschieden werden."

„Ich habe doch," sagte die Pfarrerin, „den ganzen Morgen ein gewisses Vorgefühl gehabt, daß uns heute etwas Ungewöhnliches, etwas Gutes bevorstehe."

„Gott gebe es!“ sagte der Pfarrer; „ich meinerseits habe heute früh um diesen armen Jungen, den Yngve, meinen schweren Kummer gehabt. Seitdem diese Hexe von Hertha, die ich just in die Beichte nehmen wollte, um ihr unter vier Augen tüchtig den Kopf zu waschen, auf eine ebenso unerklärliche als unverantwortliche Art davongereist ist, ohne ein Wörtchen zu sagen, ist er sich gar nicht mehr gleich, wie Du selbst gesehen hast. Er ißt nicht, schläft nicht, spricht nicht und liest nicht, sondern geht herum und verzehrt sich in einer Unruhe und Angst, die manchmal wie Reue aussieht. Ich begreife die Sache nicht, und er will Nichts sagen. Aber ich habe ihn seine Hände ringen gesehen, so daß sie knackten; ich habe gesehen, wie er sich vor die Stirne schlug und mit der geballten Faust auf den Tisch schmetterte, als ob er rasend geworden wäre. Dazwischenhinein sitzt er finster und verstört da und grübelt, während Fieberröthe seine Wangen färbt und seine Augen düster glühen. Ich wünsche von Herzen, daß Graf B. seine Reise nach Frankreich mit ihm antrete, ehe die Hexe zurückkommt. Das würde ihr ganz recht geschehen und ist vielleicht die einzige Rettung für ihn.“

„Ja, aber sie ist bereits zurückgekehrt und kommt wahrscheinlich heute zu uns.“

„Was sagst Du?“ rief der Pfarrer bestürzt, „und warum hast Du mir das nicht schon früher gesagt?“

„Weil ich erst heute früh erfahren habe, daß sie gestern Abend nach Haus zurückgekehrt sei. Ich habe ihr dann sogleich einen Boten geschickt, und sie

einladen lassen, nebst den übrigen Mitgliedern des Geschwisterbundes heute Abend zu uns zu kommen; dabei habe ich ihr sagen lassen, sie werde wohl thun zu kommen, wenn sie ihren Patienten noch einmal sehen wolle, indem derselbe auf Anrathen des Doctors eine Reise ins Ausland machen werde, um seine Gesundheit wiederherzustellen. Graf B. habe ihn eingeladen, in der nächsten Woche mit ihm nach Frankreich zu gehen."

„Und dies Alles hast Du heute früh gethan?" sagte der Pfarrer verwundert. „Wahrhaftig, Du bist manchmal ein merkwürdiges Weib. Ich muß jetzt sogleich hingehen und dem armen Jungen Bericht erstatten."

„Nein, warte noch. Erfährt er, daß sie daheim ist, so läßt er sich nicht abhalten zu ihr zu laufen, und das taugt bei seinem geschwächten Zustand und seinem kranken Knie Nichts für ihn. Er könnte sich leicht einen Blutsturz zuziehen, er hat ja in dieser Woche schon einige Male Blut gespieen. Nein, das geht nicht an."

„So geht es doch an, daß ich selbst zu ihr gehe und sie ins Gebet nehme, die Hexe!" sagte der Pfarrer eifrig.

„Warte doch, mein lieber Alter; mein Bote kann jeden Augenblick zurückkommen."

„Warten! Warten! Nein, ich kann nicht warten!" sagte der Pastor ungeduldig. „Wer weiß, wann Dein Bote zurückkommt? Selbst ist der beste Bote. Ueberdies will ich das Mädchen sehen und wo möglich der Sache auf den Grund kommen. Und wenn sie nicht ebenso abgemagert und verändert ist, w

Yngve, wenn sie nicht ebenso unglücklich aussieht, oder wenn sie gar ihre stolze Miene macht, dann — gnade ihr Gott!"

Mit diesen Worten eilte der gute Pfarrer zur Thüre hinaus und war bald im vollen Lauf nach der Stadt.

„O die Männer!" seufzte die Pfarrerin kopfschüttelnd, „sie wollen immer ihrem eigenen Kopf folgen. Da läuft er sich jetzt in die Hitze, und hernach erkältet er sich und — wenn er nur noch ein Viertelstündchen gewartet hätte, so . . . aber jetzt kann ich wohl meinen Schrank wieder schließen, und es wird das Beste sein, ich nehme sowohl die großen als die kleinen Rosen; vielleicht kommen mehr Gäste, als ich berechnet habe, und die Kinder bedürfen auch einiger Servietten; die gestopften sind für sie gut genug. . . . Aber jetzt will ich gehen und nach Yngve sehen und ihm sein Frühstück mit meinen guten Ahnungen würzen. Mehr bekommt er noch nicht zu hören."

Dies alles sagte unsere liebe Pfarrerin theils halblaut, theils nur in petto; sie hatte, wie viele ältere Frauen, die Gewohnheit, halblaut mit sich selbst zu sprechen.

Uebrigens hatte sie an diesem Tag alle Hände voll zu thun, denn, wie wir bereits gesehen, sollte der ganze Geschwisterbund sich im Pfarrhaus versammeln, und später sollten noch sämmtliche arme Kinder der Kleinkinderschule — sie gehörten großentheils den abgebrannten Familien an — kommen. Jedes Kind sollte einen vollständigen Anzug für den bevorstehenden Winter erhalten, und noch waren

einige kleine Blousen, Röckchen und Schürzchen zu nähen, die auf den Nachmittag fertig werden mußten. Das Fest sollte mit einem Tanz endigen. Zur Bewirthung sollten mehrere der eingeladenen Damen ihre Gerichte mitbringen, und ein Nahrungsmangel war nicht zu befürchten. Solche Schmausereien fanden mehrere Male jährlich im Pfarrhaus statt, und da Viele dazu beisteuerten, so wurden die guten Pfarrleute dadurch in keine allzu großen Kosten versetzt. Für den geistigen Theil, d. h. für die Heiterkeit, sorgten sie selbst, und man sagte in der ganzen Gegend, daß man sich nirgends so herzlich vergnügen könne, wie im Pfarrhause. Ueberdies fand man daselbst zwei Dinge, die jetzt immer seltener werden: alten Muth und alte Herzlichkeit.

Als unser guter Pfarrer zurückkam, sah er ganz anders aus als beim Weggehen.

„Ich begreife an der ganzen Geschichte Nichts," sagte er, „aber sie ist ernsthafter, als ich geglaubt hatte. Und nicht ein Wort! nicht einmal ein halbes Wörtchen wollte sie mir zur Erklärung sagen. Inzwischen habe ich ein Billetchen an Yngve von ihr. Deinen Boten, meine liebe Alte, habe ich auf dem Hinweg getroffen, als ich bereits zurückkam. Er hatte unterwegs bloß ein halb Dutzend Commissionen auszurichten gehabt, und . . ."

„Ach was? Ein halb Dutzend? Höchstens vier oder fünf. Aber sie kommt doch heute?"

„Nach sechs oder sieben; — ja sie kommt, aber ob das für Jemand eine Freude sein wird, weiß nur der liebe Gott."

„Wie so? Sah sie böse oder stolz aus, wie sie manchmal aussehen kann?“

„Nein, ganz und gar nicht, und das war ein Glück für sie. Aber sie war so marmorweiß, als ob sie keinen Blutstropfen mehr in sich gehabt hätte, und sie hatte einen Blick, als ob sie in den Tod oder vor das Gericht ginge. Ich war in der festen Absicht gekommen, ihr eine tüchtige Predigt zu halten; aber ich gestehe, daß ich wie ein Schuljunge, der seine Lection vergessen hat, vor ihr stand und beinahe geweint hätte. Aber dennoch suchte ich eine strenge Miene anzunehmen und sagte: ‚Yngve ist krank; — er verreist; komm und sprich mit ihm.‘ Da sagte sie ganz sanftmüthig, aber mit einer Art von Todesruhe und mit bleichen Lippen: ‚Ich werde kommen.‘“

„Heute!“ sagte ich. — ‚Heute!‘ antwortete sie; ‚haben Sie die Güte, Yngve dies zu übergeben.‘ Und damit reichte sie mir diesen Wisch hier.

„Ich sah sie scharf an und fragte, ob sie mir sonst Nichts zu sagen habe. Sie antwortete: ‚Jetzt nicht! aber ich werde kommen!‘“

„Nun denn in Gottes Namen willkommen!“ sagte ich und machte mich wieder auf den Weg. Ich habe mich nie so befangen gefühlt, so wunderlich ist es mir noch nie zu Muthe gewesen.“

„Ach wenn sie nur kommt, so wird schon Alles wieder gut werden,“ meinte die Pfarrerin. „Ich begreife die Sache so wenig als Du, aber soviel ist gewiß, daß der heutige Tag auf die eine oder andere Art ein Glückstag für uns ist; — das Brod ist vortrefflich ausgefallen, in der Küche ist Alles gerathen,

und ich fühle mich so heiter und dabei so festlich gestimmt, als ob . . ."

„Als ob Du ein Paar Töchter ins Haus bekommen solltest," fiel der Pfarrer ein, „und das dürfte auch geschehen; aber jetzt gehe ich zu Yngve. Möge dieses Billet ihn nicht noch verrückter machen!"

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit riß Yngve das Papierchen an sich, das ihm Leben oder Tod bringen konnte. Er erbrach das Siegel und las leise die Worte:

„Yngve! triff mich heute Mittag um fünf Uhr an Almas Grab. Dort will ich mit Dir sprechen.

„Hertha."

„Sie kommt! sie kommt also endlich!" rief Yngve mit schwärmerischem Entzücken. „Ich darf sie also sehen, hören, mit ihr sprechen. Mein Gott, ich danke Dir! Am Grabe! Ja dort! Und käme sie mit dem Tode zu mir, so würde ich ihr danken. O Hertha, Hertha! Du weißt nicht, Du kannst nicht verstehen..."

Yngve neigte seinen Kopf in seine Hände und weinte.

„Armer Jüngling! armer Junge!" seufzte der Pfarrer leise, indem er seine Thränen trocknete. „Es ist schrecklich so verliebt zu sein. Ich war in meine Else auch sehr verliebt, aber doch nie so." Und um Fragen auszuweichen, die er theils nicht beantworten konnte, theils zu beantworten sich fürchtete, eilte er, unter dem Vorwand einer Taufe, sogleich hinaus und überließ es Yngve, die wenigen Worte des empfangenen Briefchens von Neuem und immer wieder zu lesen.

Als Yngve wieder allein war, hielt er das Briefchen an seine Brust, drückte es an seine fieberhaften

Lippen und überließ sich jenem rührenden Wahnsinn, welcher für die Verliebten — mögen sie nun Yngve Nordin oder Napoleon oder Palmerston heißen — höchste Weisheit und höchste Lust ist, wenn sie recht verliebt sind.

Wir lassen jetzt den Pfarrer bei seiner Taufe, die Pfarrerin bei ihren vielfachen Geschäften, und begleiten Yngve zur

Besprechung am Grabe.

Es war ein schattenreicher, mit laubigen Ahornbäumen und Linden bepflanzter Friedhof, auf welchen Yngve sich begab, und wo er bereits so schöne Stunden an der Seite seiner Geliebten verlebt hatte. Dies war just ein passender Ort für eine feierliche Besprechung.

Die Sonne des Brigittensommers strahlte noch warm über die Bäume hin, die gleichfalls in Gold und feuerfarbigen Schattirungen glänzten. Aber war es geheime Sympathie, welche das Herz der Natur für die stumme Unruhe des Jünglingsherzens bewegte, gewiß ist, daß auch sie Jemand zu erwarten schien. Plötzliche Windstöße, welche die Baumzweige unruhig schaukeln und rauschen machten und die Wolken an dem bisher ganz klaren Himmel hinjagten, wechselten mit Augenblicken todähnlicher Stille, wo man den leisesten Tritt hätte hören können, und wo die Bäume, die Blumen und die wogenden Grashalme wie lauschend stillstanden. Dann erhob sich der Wind wieder, und die Bäume rauschten, wie von

Seufzern bewegt, und die Blätter fielen über die Gräber; — und der Wind war warm wie Tropenwind, wie bittersüße Liebesqual; und wiederum wurde es still, ruhig, und Alles schien zu warten.

Yngve stand an Almas Grab und erwartete mit hochklopfendem Herzen diejenige, die ihm Leben oder Tod geben konnte; das empfand das wallende Jünglingsherz, dessen Gefühl, Sehnen und Leiden auf die höchste Spitze getrieben waren. Schon hatte er fünf Minuten über die festgesetzte Zeit gewartet; schon kam ihm der Gedanke: „Ha, wenn sie nicht käme!"

Yngve lehnte sich mit dem Rücken an einen alten Baum, verschloß seine von der Sonne geblendeten Augen und verbrachte lauschend einige Augenblicke grabähnlicher Ruhe; er wußte, daß er den Ton ihrer Tritte wieder erkennen würde. Da ging ein warmer Hauch über sein Gesicht, der Baum rauschte, und Etwas sagte ihm: „Sie ist da."

Er schlug die Augen auf, und sie stand wirklich vor ihm, aber so verändert, so bleich, so feierlich ernst, als wäre sie eben erst aus dem Grabe erstanden und hätte den letzten schweren Traum des Erdenlebens noch in ihrer Seele.

Unwillkürlich streckte er seine Arme gegen sie aus. Und sie — das starke, stolze Mädchen mußte sich fest an der Bank neben dem Grabe halten, denn ihre Kniee wankten. Yngves abgezehrtes Gesicht zeugte von dem, was er gelitten, aber in seinen reinen, vom Schein der glühenden Sonne gleichsam verklärten Zügen lag kein Schuldbewußtsein. Beide betrachteten einander stumm. Er brach das Schweigen zuerst.

„Hertha!" sagte er, „auch Du hast gelitten, ich sehe es!"

„Ja," antwortete sie, „und Du," — sie wollte hinzufügen: „bist Schuld daran," aber sie konnte nicht. Je länger und tiefer ihr Blick in Yngves Gesicht forschte, um so mächtiger ging in ihr eine feste, himmlische Ueberzeugung auf, daß Yngve nicht schuldig sein könne, und sie rief: „Nein . . . nein . . . Du bist nicht falsch; nein, Du hast nicht betrügerisch gehandelt; nein, Dein reiner Blick weiß von keiner solchen Schuld. O mein Gott, möchte ich in diesem Augenblick lieber sterben, als mich täuschen! — Yngve, Du bist nicht Amaliens Liebhaber, der Vater ihres Kindes, Du kannst es nicht sein."

„Du hast Recht, ich bin es nicht!" antwortete Yngve ruhig.

„Ich glaube Dir, ich glaube Dir und danke Gott!" rief Hertha wieder mit gefalteten Händen. „Aber sprich, warum nannte sie — Yngve Nordin?"

„Weil mein jüngster Bruder ebenfalls diesen Namen führt," antwortete Yngve. „Wir drei Brüder heißen alle Yngve, nur daß jeder noch seinen eigenen Namen dabei hat; der Bruder, von welchem es sich hier handelt, heißt Alfred Yngve, ich heiße Yngve Frey."

„O ich verstehe, ich verstehe jetzt Alles," versetzte Hertha heftig erschüttert; „e r ist also der Schuldige, und Du, Du bist Yngve Frey! — Warum, Yngve, warum habe ich das nicht früher erfahren? Wie viel Herzeleid wäre nicht dadurch erspart worden!"

„Warum habe ich erst vor einigen Tagen erfahren, daß Amalie eine nahe Verwandte von Dir ist?

Du hast nie von ihr gesprochen, sie nie von Dir. Mein Bruder hat mir die Sache erst vor einigen Wochen anvertraut, und ich hatte kein Recht, sein Geheimniß mitzutheilen, bevor solche Umstände, wie sie jetzt eingetroffen sind, es mir zur Pflicht machten."

„O Yngve! und ich habe Dich schuldig geglaubt! Wie werde ich mir das verzeihen können?"

„Hertha, gib mir das Recht diese Erinnerung zu tilgen. Gib mir Deine Hand, werde meine Gattin; künftig sei Alles klar, Alles gemeinschaftlich zwischen uns — wenn nur dieser Umstand uns getrennt hat."

„Er ist nicht der einzige; höre mich an . . . jetzt oder nie muß Alles gesagt werden. Yngve, man hat mir gesagt, Du seiest veränderlich, Du habest andere Frauen geliebt, ehe Du mich liebtest. Antworte mir: gibt es kein Frauenzimmer, das mehr Rechte auf Deine Treue hat als ich? gibt es kein Kind, das berechtigt ist, von Dir als seinem Vater einen Namen und Schutz zu fordern?"

Und Herthas Stimme bebte nicht, aber sie war todesblaß, und ihr Ausdruck hatte von Neuem seinen feierlichen, beinahe strengen Ernst angenommen.

Wohl Yngve, daß er nicht, wie sie erwartet hatte, seine Blicke zu senken brauchte, daß er ihr offen ins Auge schauen und antworten konnte:

„Reich mir Deine Hand; die meinige ist frei und keine solche Verantwortung lastet auf meinem Herzen. Ich habe geliebt, ehe ich Dich liebte, ja, aber nur aus dem übersprudelnden Leben der Jugend, und nicht aus der Fülle der Seele. Ich hätte fehlen, ich hätte fallen können, wenn mir nicht meine Mutter wie ein guter Engel zur Seite gestanden

hätte. Als sie sah, daß ich nahe daran war, mich von den Gefühlen des Augenblicks hinreißen zu lassen, da sprach sie offen mit mir, zeigte mir die ganze Gefährlichkeit solcher Leidenschaften und lehrte mich durch Beispiele aus dem alltäglichen Leben das Elend oder die Last dieser Verbindungen kennen, welche das Tageslicht scheuen und Pflichten oder Verantwortlichkeiten auferlegen, die uns mit drückendem Vorwurf durch das ganze Leben begleiten. Sie zeigte mir, welch ein edles und schönes Ziel es sei, mich der Liebe einer reinen Frau würdig zu erhalten. Und wie danke ich ihr jetzt, nachdem ich Dich gefunden habe!"

„Es ist also wirklich so?" rief Hertha mit freudiger Gewißheit, denn Yngves männliche, offene Erklärung hatte jeden Schatten von Zweifel aus ihrer Seele gebannt; „Du bist also wirklich der Jüngling, als den ich Dich zuweilen geträumt habe, mein Yngve, Yngve Frey! — und ich kann stolz sein, Dich zu lieben, von Dir geliebt zu werden! O Yngve! Diese Gewißheit ist himmlisch schön. Mögen nun die Menschen oder das Schicksal uns trennen..."

„Nein!" rief Yngve heftig, „das darf nicht geschehen! Was Gott vereint hat, sollen Menschen nicht trennen, und Du bist jetzt vor Seinem Angesichte mein. Werde es auch vor den Menschen, werde jetzt meine Braut und in Kurzem mein Weib; gib mir das Recht darüber zu wachen, daß . . ."

„Still, still, Geliebter!" unterbrach Hertha, „laß uns jetzt nicht von der Zukunft sprechen, jetzt nicht! Laß uns bei diesem Augenblick verweilen, er schließt vollkommene Seligkeit in sich. — Du bist durch die

Unruhe vieler Tage überreizt, mein Yngve; ich bin ermüdet durch die Kämpfe und Qualen dieser Zeit. Setze Dich an meine Seite; laß mich Deine Hand halten. Wie schön Du bist, Yngve, wie edel und gut! — Die Sonne liebt Dich, lächelt auf Dich herab; Gottes Geist umfängt uns; — die Bäume über uns klatschen in die Hände, die Blumen umkosen Deine Füße; denn Du bist Yngve Frey; — siehst Du, sie sprießen aus dem Grab, aus Almas Herzen, denn es hat neues Leben gewonnen durch meine Seligkeit. Wie schön das Leben ist, Yngve, mein Yngve, wie groß und herrlich es ist zu leben, zu lieben!"

So sprach Hertha in innigem, mächtigem Entzücken, indem sie Yngve mit Blicken von solchem Glanz und Feuer übergoß, daß selbst die Glut der Sonne dagegen matt erschien. Der kräftige Ausdruck, der Hertha eigen war und ihrem Gesichte ein imponirendes Interesse verlieh, verklärte es jetzt zu einer Schönheit von keiner gewöhnlichen Art. Yngve konnte sie bloß mit freudetrunkenen Blicken betrachten, während er ihre Worte wie ein Lebenselixir einsog. Wenn sie verklangen, so geschah es, weil sie durch einen Kuß,

„Warm wie das Leben, wie der Tod getreu,"
besiegelt wurden, während die Herzen hoch und kräftig an einander schlugen.

Es war nicht die Vergessenheit weicher Seelen, die im Wonnerausch des Augenblicks von der ganzen Welt Nichts mehr weiß, es war nicht das feurige Entzücken der Leidenschaft, sondern das klare Bewußt-

sein eines ewigen Bundes, einer ewigen Liebe war es, was hier zwei Liebende vereinte.

Aber auf einmal fühlte sich Hertha wie von einem elektrischen Schlag erschüttert, und die Luft um sie her erbebte, von einem mächtigen Klange bewegt. Die Glocken der Kirche ertönten; ein Sterbegeläute begann. Langsam schritt eine kleine Schaar schwarzgekleideter Männer durch die Kirchhofthüre herein und auf ein offenes Grab zu.

Jetzt hielt der Zug. Das Geläute verstummte, und einen Augenblick hörte man außer dem unruhigen Rauschen der Bäume nur die eintönige Stimme des Geistlichen, sodann das schwere Getöne der drei Schaufeln Erde, die auf den Sarg im Grabe geworfen wurden, und dazu die Worte:

„Aus Erde bist Du geworden; — zur Erde wirst Du wieder werden. — Unser Erlöser Jesus Christus wird Dich erwecken am jüngsten Tage.

„Lasset uns beten!“

Nach dem üblichen Gebet sagte der Geistliche:

„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kleine Zeit voll von Unruhe; er wächst empor wie eine Blume und fällt ab; er flieht dahin wie ein Schatten und hat keine bleibende Stätte.“

Yngve drückte Herthas Hand inniger an seine Brust und flüsterte:

„Die Liebe ist stärker als der Tod.“

„Ja,“ antwortete Hertha, „ich glaube das, ich fühle es.“

„Werde mein im Leben und im Tod!“ fuhr Yngve fort.

„Ich bin es,“ antwortete Hertha, „aber ich habe

Dir vorher noch Etwas zu sagen. — Wie schön dieser Gesang ist, Yngve! Wie er den Schlaf der Gräber zu heiligen scheint! Nur zu traurig! Fröhliche Lieder sollen an den Gräbern gesungen werden, Yngve, Lieder, welche die Nacht mit dem Tag, die Zeit mit der Ewigkeit verbinden, Lieder von Zukunft und Hoffnung; Lieder vom Anfang und von der Vollendung! . . . aber Du bist blaß, Yngve, und der Abend wird kühl; laß uns nach Hause gehen; — stütze Dich auf meinen Arm, wie früher, mein Yngve!"

In diesem Augenblick begann das Geläute von Neuem, und einer der Männer vom Leichenzug trat aus der Reihe und kam schnell auf unsere Liebenden zu. Es war der gute Pfarrer, den ihre lange Besprechung am Grabe beunruhigte, daher er sie jetzt aufsuchte. Sie reichten ihm ihre Hände, und ihre strahlenden, wonnetrunkenen Blicke sagten ihm noch deutlicher als ihre Worte, daß Alles zwischen ihnen klar und gut war.

„Nun Gott sei Lob und Dank!" sagte der Pfarrer; „aber ihr dürft jetzt nicht die ganze Nacht dasitzen, sondern müsset hübsch mit mir nach Hause kommen, sonst wird die Mutter daheim böse auf mich und auf euch. Und die Gäste daheim werden neugierig werden und fragen. Kommt also, Kinder, folget mir!"

Yngve und Hertha folgten ihrem Freund, während die Procession leise ihren Rückzug antrat und das Grabgeläute noch eine gute Weile andauerte.

„Wer wurde diesen Abend beerdigt?" fragte Yngve.

„Ein junger Mann wie Du, ein kaum erst verlobter Bräutigam," antwortete der Pfarrer düster.

Schweigend gingen alle drei nach dem Pfarrhaus zurück.

Spiel und Tanz.

Im Sonnenberger Pfarrhaus war Alles voll Leben und Heiterkeit. Man trank Kaffee und tunkte dazu; man nähte, schwazte, scherzte und lachte. Die Herren sollten den Damen bei der Anfertigung der Blousen und Schürzen helfen; sie machten viele Fehler und kehrten rathlos die kleinen Kleidungsstücke um und um, sie nähten absichtlich oder aus Ungeschicklichkeit die Aermel verkehrt an, sie wurden zurechtgewiesen, ausgescholten, zuweilen auch gelobt, wenn sie einiges Talent für die Nadel zeigten oder sich auf Augenblicke selbst zu Nähkissen hergaben, was sie, aufrichtig gestanden, weniger gut machten. Inzwischen gaben diese neuen Verhältnisse Anlaß zu fröhlichem Necken und Lachen, und allmälig wurde auch ein Kleidungsstückchen ums andere fertig, vorgezeigt, mit oder ohne Recht gelobt oder getadelt und sodann zu dem Kleiderhäufchen gelegt, das für jedes Kind auf einem großen Tisch ausgebreitet lag.

Mimi Schwanberg brandschatzte alle jungen Männer der Gegend mit den Worten:

„Vetter, Sie müssen mir einen Zwölfschillinger geben". Oder: „Herr N. N., Sie schenken mir doch gewiß einen Zwölfschillinger". Und da war kein Vetter oder Herr N. N., nicht einmal Herr N. B., der nicht seinen Zwölfschillinger ebenso heiter gegeben

hätte, als er verlangt wurde, weil man wohl wußte, daß er zu einem guten Werke bestimmt war.

Nach der kleinen Einsammlung wurde Mimi Schwanberg das Leben und die Seele des Nähvereins, indem sie fortwährend bald da, bald dort zwischen den Leuten Fäden spann oder anknüpfte, die sie in ihrer weichen Hand hielt und stets zu Jedermanns Vortheil zu verknüpfen wußte. Hier war es eine Lehrerin, die einen Platz in einer Familie bedurfte; dort eine Familie, die eine Lehrerin wünschte; hier alte Leutchen, die ein Kind aufnehmen wollten, dort ein Kind, das der Unterkunft bedurfte; hier ein Shawl, der verkauft werden mußte, dort eine Frau, die einen Shawl brauchte; dann wieder alte Tanten und junge Cousinen, die Rath und Beistand brauchten, und Mimi Schwanberg wußte Allen zu helfen und zu rathen. Sie hatte wirklich vollauf zu thun und war die Allerweltshelferin.

Dann kamen die Kinder, erhielten ihre neuen Kleider und durften ihre Lieder singen, wobei die kleine Mina mit ihrer hellen Stimme vorsang. Hierauf kam der Tanz, zuerst mit den Kindern, dann unter den Gästen selbst.

Manche von unsern Lesern dürften die Erfahrung gemacht haben, daß ein Fest, das unmittelbar auf ein gemeinsames Liebeswerk folgt oder mit einem solchen in Zusammenhang steht, meistens ungewöhnlich heiter ausfällt.

Es ist, als ob das Herz mittanzte und die Füße Flügel bekämen. Selten sind auch die schwedischen Volkstänze „Wallmarweber" und „Neigepolska", an denen sich jetzt Alt und Jung betheiligte, mit größe-

rer Lebendigkeit und herzlicherer Fröhlichkeit aufgeführt worden, als an diesem Abend nach der Kinderbekleidung im Pfarrhaus. Dazwischen hinein credenzte die Pfarrerin ihren selbstgebrauten, schäumenden Meth. Und es gab an diesem Abend keine frohern Herzen, als diejenigen, die in der Brust der alten Pfarrleute schlugen, denn sie hatten eine Tochter ins Haus bekommen, nämlich Eva Taube, die das Anerbieten des guten Paares annahm, wie Noas friedlose Taube den Oelzweig, der ihr ein Ruheplätzchen bot. Was ihre Schwester Marie betraf, so wollten die Eltern sie noch nicht von sich lassen.

Als der Tanz begann, verließ Hertha die Gesellschaft, um nach Hause zu gehen. Yngve begleitete sie.

Gespräch unterwegs.

Der Vollmond war aufgegangen und leuchtete den Liebenden, indem er sich bald in den Wolken verbarg, die ein wechselnder, aber nicht unsanfter Wind über das Firmament hintrieb, bald hell strahlend aus denselben hervorschaute.

Yngve stützte sich auf Herthas Arm, und sie gingen schweigend neben einander, im Gefühl der entscheidenden Bedeutung des kommenden Augenblicks.

Aber bald brach Yngve das Schweigen und begann:

„Wir müssen uns bald trennen, Hertha; ich muß Dich verlassen. In einigen Tagen trete ich, wie Du weißt, eine Reise ins Ausland an, um dort den

Winter über die vollkommene Wiederherstellung meiner Gesundheit zu erzielen, damit ich aufs Frühjahr mit frischer Kraft zu meiner früheren Thätigkeit, in mein Vaterland, zu meiner Mutter und — o laß mich hinzufügen, zu meiner Braut zurückkehren kann. Ohne daß Du Dein Jawort gegeben, ohne daß Du über unser Schicksal entschieden hast, kann ich nicht abreisen, und wichtiger als alle Gesundbrunnen der Welt ist für mich der Gedanke, daß ich meine Gesundheit nicht bloß um meiner selbst willen, sondern auch Deinetwegen zu pflegen habe. Du weißt von mir selbst, daß ich kein Vermögen besitze, aber ich habe auch keine Schulden, und die Laufbahn, die ich ergriffen habe, bietet mir die besten Aussichten auf ein baldiges selbstständiges Auskommen für mich und die Meinigen. Du kennst mein Herz; Du weißt, wie ich Dich liebe, Hertha — wozu mehr Worte? Kannst Du mich nicht lieben, kannst Du Dich nicht mit ganzem Herzen mir anvertrauen, kannst Du nicht an mich glauben, wie ich an Dich glaube, dann will ich Nichts von Dir verlangen. Du hast ein ungetheiltes Herz gefordert. Ich verlange, ich fordere nichts Geringeres von Dir."

„So höre denn meine Beichte, Yngve," antwortete Hertha, „und dann entscheide selbst über unsere Zukunft. Du bist nicht meine erste Liebe, Yngve, — obschon ich keinen Mann vor Dir geliebt habe. — Ich habe eine freudlose Kindheit und Jugend gehabt; meine ersten Eindrücke vom Leben waren bitter, meine ersten Eindrücke von häuslicher Existenz und Ehe waren — die Furcht und Angst, welche mir die ehelichen Zwistigkeiten, die Thränen und die

krampfhaften Jammerrufe meiner Mutter einflößten. Dadurch wurde frühzeitig ein Abscheu gegen die Ehe in mir rege, und ich gelobte mir in späteren Jahren manchmal, daß ich nie ein Kind gebären wolle, damit es unter trügerischen Liebkosungen dazu auferzogen werde, den bittern Wermuthkelch zu kosten, den man Leben nennt. Ich sah, wie edle sanfte Frauen unterdrückt wurden, ich hörte ihre stillen Seufzer, ich sah sie erblassen und nach einem freud- und ziellosen Leben ins Grab sinken. Dadurch wuchs mein Haß gegen die Unterdrücker, aber mit ihm auch ein unendliches Erbarmen über alle unterdrückten Seelen, eine glühende Liebe für sie, die ich wohl meine erste Liebe nennen kann, und ich gelobte mir für sie zu leben und niemals Herz und Hand einem Manne zu schenken. Aber da kamst Du, Yngve; ich lernte Dich kennen, und in Dir faßte ich Glauben an männliche Gerechtigkeit, an männlichen Hochsinn. Das war viel; aber Du gabst mir noch mehr, Du gabst mir den Glauben an Gott, indem Du mir seine Wege begreiflich machtest, das Verständniß seiner Offenbarung eröffnetest. O wie unendlich viel habe ich Dir zu verdanken!"

„Ist es also bloß Dankbarkeit, was Dich an mich fesselt?" sagte Yngve; „dann, Hertha, sind wir längst quitt."

„Nein," rief sie, „ach nein! Yngve, Du kannst nicht mehr wünschen, als Dir mein Herz bereits gegeben hat, zuerst widerwillig, ich gestehe es, aber jetzt, nachdem ich Dich vollkommen kennen gelernt habe, freiwillig und gern. Und gleichwohl, Yngve, fürchte ich die Ehe, auch an Deiner Seite, denn ich

fürchte ihre Folgen, ich fürchte Mutter zu werden, besonders Mutter einer Tochter! ... Wie kommt es, Yngve, daß das Weib überall in der Welt als Tochter, Gattin, Mutter, Schwester, Freundin, Erzieherin, Trösterin gepriesen wird, und daß man doch bei allen Völkern gewöhnlich die Geburt einer Tochter mit Gleichgültigkeit oder Mißvergnügen, ja sogar mit Mitleid betrachtet? Kommt dies nicht daher, weil das Loos des Weibes auf Erden noch immer ein untergeordnetes ist, weil sie nicht wie die Männer, durch die Gesetze zur Freiheit, Selbstbestimmung und zu unabhängigem Streben nach Glück berechtigt ist, weil ihr sehr häufig das Loos zufällt, geringgeschätzt zu werden und viel zu leiden? Und hier, in unserem Vaterland insbesondere, wie dunkel ist nicht da ihr Weg, wie trübe ihre Zukunft, wie beschränkt ihr Antheil? wie ist nicht ihr ganzes Leben ungerechten Gesetzen und männlicher Willkür unterworfen! Nein, nein, ich will nicht Mutter einer Tochter werden."

So zärtlich und herzlich, wie man zu einer Kranken spricht, sagte jetzt Yngve:

„Ich verstehe Dich, Geliebte. Aber Du bist gar zu sehr in Deinen düstern Eindrücken befangen und noch nicht gewöhnt, lichtere Erscheinungen zu betrachten. Wenn Du aber an Gott glaubst, wie kannst Du dann die Hoffnung aufgeben, daß sein Reich das Reich der Gerechtigkeit und Liebe, sich auf Erden ausbreiten werde? Unsere Gesetze in Betreff der Freiheit und Zukunft des Weibes können abgeändert werden, ja, sie müssen abgeändert werden, wenn unser Volk nicht auf alle Betheiligung an der wahren Erhebung und dem wahren Gedeihen freier Na-

tionen verzichten will. Es kann unmöglich lange anstehen, bis alle Völker dieses wahre Mittel zu ihrer sittlichen Veredlung erkennen, bis der geistige Befreiungsstrom, welcher die Welt durchzieht, auch unser Volk in seinen lebenskräftigsten Gesetzen und Einrichtungen befreien und emporheben wird. Ich kann nicht daran zweifeln, wenn ich bedenke, was schwedische Frauen, selbst unter der Herrschaft so engherziger Gesetze, wie die unsrigen in Bezug auf Frauenrechte noch immer sind, für ihr Vaterland waren und noch sind; ich kann im Angesicht eines Weibes, wie Du bist, nicht daran zweifeln. Und Du und ich und alle guten Bürger werden dahin arbeiten, daß dieser Tag recht bald anbreche."

Hertha schaute auf, während ihre Augen von einer gewissen bittern Freude erglänzten. „Ja," sagte sie, „ich will dafür kämpfen, und sollte ich dadurch auch von den süßesten Freuden des Lebens ausgeschlossen werden. Ja, ich will meiner ersten Liebe treu bleiben."

„Wie? was meinst Du damit?" fragte Yngve verwundert.

„Laß uns einen Augenblick hier ausruhen, Yngve. Du mußt müde sein, und diese Mauern — sie befanden sich jetzt unter den Ruinen — bieten bequeme Ruheplätze. Wir können hier besser sprechen."

Yngve setzte sich auf ein herabgefallenes Mauerstück und sah mit gespannter Erwartung zu Hertha auf, die vor ihm stehen blieb und ihren Arm auf eine geschwärzte Mauer stützte; der Mond strahlte voll über ihr ausdrucksvolles Gesicht und ihre edle Gestalt. Sie fuhr in mildem Ernst also fort:

„Gibt es denn in der Ehe kein höheres Ziel für den Mann und das Weib, als sich ein eigenes Nestchen zu bauen und daselbst glücklich zu leben miteinander und mit den Ihrigen, wie die wilden Völkerstämme, die den Thieren so nahe stehen? Ich will diejenigen nicht tadeln, die nichts Höheres im Leben suchen; aber mir hat Gott nicht gestattet, dabei stehen zu bleiben. Ich wäre dann meiner ersten Liebe untreu; ich hätte vergebens gelebt und gelitten. Yngve! ich liebe Dich von ganzem Herzen, und gleichwohl will und kann ich nicht bloß für Dein und mein Glück leben; ich würde dann gar nicht verdienen zu leben."

„Wunderliches Mädchen! Für was willst Du denn leben?"

„Um meine gefesselten Schwestern zu befreien," antwortete Hertha mit Feuer, „um die Seelen zu befreien, deren Sehnen und Leiden Gott mich erkennen und begreifen ließ; um nach meinen Kräften und in meinem kleinen Kreis die Ketten zu brechen, welche sie fesseln, und ihnen den Willen einzuflößen, den ich selbst besitze, die Hoffnung, die mir zu Theil geworden ist, seit ich Dich, Yngve, und durch Dich den Gott der Freiheit und der Liebe kennen gelernt habe. Ich bin in meinen Hoffnungen nicht so sanguinisch wie Du; ich weiß, Yngve, daß Männer wie Du und der Landrichter Carlsson in der Welt sehr dünn gesäet sind, und ich fürchte, es wird noch lange anstehen, bevor die Gesetzgeber Schwedens das Recht der Frauen auf eine volle menschliche und bürgerliche Entwicklung anerkennen, bevor sie für Schwedens Töchter Lehranstalten eröffnen, die ihnen Ge-

legenheit zu ihrer Ausbildung und zur Erringung ihrer Selbstständigkeit verschaffen; mit einem Wort, bevor sie für die Töchter des Landes dasselbe thun, was sie für die Söhne gethan haben. Ich weiß auch, daß ich bloß ein geringes Weib bin, unmündig vor dem Gesetz, ohne alles Recht über mein Vermögen und meine Handlungen zu verfügen, unwissend in vielen Dingen, deren Kenntniß von großer Wichtigkeit für mich wäre, aber ich verspüre in mir einen Willen und seit einiger Zeit auch ein Licht, das mich in den Stand setzen wird, für eine künftige Befreiung zu wirken.

„Ich habe in den letzten Zeiten oft eine Erscheinung gehabt, die meinen Blicken immer klarer, ja zuletzt sogar das Licht und Ziel meines Lebens geworden ist. Ich sehe — mich selbst in hohen, lichten Lehrsälen, umgeben von jungen weiblichen Wesen und mit ihnen sprechend von der inneren Stimme in ihren Seelen und von Gottes Stimme in derselben, vom Endzweck des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft, von der Bedeutung und dem Zusammenhang jedes einzelnen Lebens, jeder einzelnen Gabe, mit diesem Endzweck, von ihrer Würde als Mitglieder eines göttlichen Bundes auf Erden wie im Himmel, von ihrer Würde als Zeugen der Wahrheit. Ich möchte eine Bildungsanstalt errichten, wo man nicht bloß Französisch und Deutsch, Musik und Zeichnen lernen soll — das kann man überall lernen — sondern wo junge Mädchen, gleichviel aus welcher Classe der Gesellschaft, die zu einem Gefühl der höheren Bedürfnisse erwacht sind, und denen die geistige Stube, worin sie leben, zu eng geworden ist, zum

Selbstbewußtsein und zur Erkenntniß ihres Berufes als Mitglieder der menschlichen Gesellschaft gelangen und über die Fragen: Was bin ich? was kann ich? was muß ich? nachdenken und sich klar werden sollen.

„Du verstehst mich, Yngve; ich will diesen jungen Menschenseelen eine Einsicht in sich selbst, sowie in das Wesen und Leben der bürgerlichen Gesellschaft beibringen, damit sie ihre eigene Stellung und Aufgabe in derselben begreifen, damit sie ihre Ohren öffnen, um den Ruf Gottes zu hören, und ihren Willen weihen, um ihm Folge zu leisten. Jede soll sich ihren eigenen Weg brechen, aber zu einem gemeinsamen Ziel; jede Befreiung einer Einzelnen soll zur Befreiung Aller beitragen. Gebet und Arbeit sollen unsere Werkzeuge sein; die allgemeine Losung: Freiheit in Gott durch Christum *) Und es wird ein Tag kommen, Yngve, wo die Stimmen dieser kleinen

---

*) Diejenigen, welche etwa meinen könnten, daß Hertha hier Irrlehren predige, erlauben wir uns an folgende Bibelsprüche zu erinnern, die wir unter einer Menge ähnlicher auswählen:

„Ihr seid Alle Gottes Kinder durch den Glauben an Jesum Christum."

„Hier gibt es nicht Mann, nicht Weib; hier seid ihr Alle Eins in Christo Jesu." Gal. 3, 26—28.

„Alle, die von Gottes Geist erfüllt werden, sind Gottes Kinder."

„Sind wir nun Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Erben Gottes und Miterben Christi." Röm. 8, 14—17.

„Alles ist Euer." 1. Cor. 3, 22.

Schaar befreiter und klargewordener Seelen sich erheben und zu den Ohren des Fürsten, der auf dem Thron unseres Vaterlandes sitzt, sowie der versammelten Gesetzgeber dringen werden, nicht wie jetzt das Geschrei um Emancipation der Frauen in zerstreuten, schwachen, oft unharmonischen und unklaren Tönen sich kundgibt, sondern wie ein starker, harmonischer, zusammenklingender Chor. Und dann werden sie aufmerksam werden, dann werden sie verstehen, dann werden sie vielleicht auch handeln, wie Gerechtigkeit und Wahrheit gebieten.

„Ich werde diesen Tag vielleicht nicht erleben, aber ich werde seine Ankunft vorbereiten, seine Morgenröthe aufgehen sehen in jungen kämpfenden Seelen und auf reinen Stirnen, und dann werde ich vergnügt sterben.

„Vieles in meinem Plan ist noch unreif und unklar. Aber ich fühle, daß es sich klären wird, und daß ich selbst dafür reifen werde. Ich weiß noch nicht, wann ich diesen Plan werde zur Ausführung bringen können, aber mein Gefühl sagt mir, daß diese Zeit kommen wird. Und inzwischen will ich mich darauf vorbereiten, will Kenntnisse, die mir fehlen, zu erwerben und Verbindungen mit Personen anzuknüpfen suchen, die mir vielleicht mit Rath und That beistehen möchten, obschon ich in dieser Beziehung keine großen Hoffnungen hege; denn wie selten ist es nicht, daß die Menschen einander zur Ausführung eines guten Werkes, das etwas Ungewöhnliches und nicht Alltägliches hat, die Hände reichen! Wer ein solches Werk unternehmen will, muß sich gefaßt halten einsam und unverstanden dazustehen,

Schmähungen über sich ergehen zu lassen und auf Hindernisse aller Art zu stoßen; aber das kümmert mich wenig. Weiß ich doch Einen im Himmel, der mich verstehen wird, und Einen auf der Erde, Dich, mein Yngve! Das ist genug, und jetzt frage ich Dich, Yngve: kannst und willst Du mir hilfreiche Hand bei meinem Unternehmen reichen, kannst und willst Du Dich bei meiner Arbeit betheiligen, kannst und willst Du meine Liebe, meine Freunde, mein Lebensziel adoptiren?"

„Du öffnest mir den Vorhof des Himmelreichs!" rief Yngve, „und fragst mich, ob ich eintreten wolle? Ja, Hertha, ja, ich will es von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Ich kann auch nicht absehen, wie meine gegenwärtige Stellung mich verhindern sollte, thätigen Antheil an einer Arbeit zu nehmen, die von weit höherer Bedeutung ist, als alle Beförderungsanstalten in Zeit und Raum. Ja, ich fühle, daß gerade durch eine solche geistige Thätigkeit das Streben meines Lebens, das Sehnen meiner Seele erst recht seine volle Bedeutung erhalten wird. Du mußt mir nur Eines versprechen; auch ich habe meine Bedingungen, Geliebte."

„Sage sie, Yngve."

„Daß Du auch Jünglingen den Zutritt in Deine Lehrsäle und zu Deinen Besprechungen gestattest. Specielle Studien, abstracte Philosopheme können wir auf unsern Gelehrtenschulen und Akademien genugsam treiben; aber wir erhalten dort keine lebendige Anschauung des Lebens, der bürgerlichen Gesellschaft und unser selbst, so wie eine weibliche

Seele sie geben kann, die edel und groß ist, wie die Deinige. Also, es dürfen auch Jünglinge kommen?"

„Jeder, den Du mir zuführst, Yngve, soll mir als ein junger Bruder willkommen sein."

„Gut, so sind wir denn einig. Gib mir Deine Hand, meine Braut, meine Gattin, zur Hilfe in der Arbeit und im Genuß, in Lust und Noth, im Leben und im Tod!"

Statt der Antwort öffnete Hertha ihre Arme und umschloß ihren Freund in treuer, inniger Umarmung.

Der Abendwind wirbelte um sie und bestreute sie mit Asche und Schutt aus den zerfallenen Ruinen. Sie merkten es nicht. Sie hatten sich eine Heimath und ein Haus gebaut, ein Haus, das nicht mit Händen errichtet war, das noch stehen sollte, wenn ihre Hände erstarrt sein würden, und wo sie auch dann noch wohnen könnten, wenn ihre Herzen aufgehört hätten, auf der Erde zu schlagen, wie sie jetzt thaten. Das fühlten sie, und sie waren glücklich, ja selig! Himmlische Freude vereinigte sich mit der irdischen in ihren reinen Herzen.

„Laß uns jetzt zu Deinem Vater gehen," sagte Yngve, „wir müssen ihm noch heute Abend Alles sagen. Um den Gedanken ertragen zu können, daß ich jetzt in weite Fernen von Dir scheiden soll, muß ich denken dürfen, daß ich Dich aufs Frühjahr als meine Gattin zurückfordern kann."

Hertha schüttelte betrübt den Kopf und mußte jetzt Yngve auf die Schwierigkeiten vorbereiten, welche ihr Vater höchst wahrscheinlich in den Weg legen würde. Sie hätten einen langen Aufschub, möglicher

Weise eine entschieden abschlägige Antwort zu erwarten, sie müßten sich mit Geduld wappnen.

Yngve wollte nichts davon hören; er war ungeduldig und ärgerte sich über den Gedanken, daß ein Mädchen wie Hertha, in ihrem Alter und mit einem ihr allein zustehenden Vermögen, nicht selbst über ihre Hand oder ihre Zukunft sollte bestimmen dürfen. „Das ist abgeschmackt," sagte er, „und es läßt sich gar nicht denken, daß Dein Vater es Dir sollte verweigern können."

Aber die Gewißheit, welche Hertha hatte, daß es nicht bloß möglich, sondern sogar höchst wahrscheinlich war, theilte sich allmälig auch Yngve mit und stimmte ihn tief herab. Die Gewißheit von der innigen Vereinigung ihrer Herzen und der Gedanke an den Bund, den sie geschlossen hatten, reichten nicht aus, um seinen frohen Muth in dieser Stunde aufrecht zu erhalten, wo überdies die bevorstehende Trennung wie eine schwere Wolke über seinem Himmel hing.

Der letzte Theil des Wegs wurde unter gänzlichem Schweigen zurückgelegt. Als sie an Herthas Haus kamen, sagte Yngve:

„Ich habe eine Bitte an Dich, Hertha. Ich habe allmälig meine ganze kleine Bibliothek ins Pfarrhaus kommen lassen. Willst Du sie zu Dir nehmen und behalten, damit meine Bücher Dir von mir erzählen können, wenn ich in weiter Ferne bin?"

„Du könntest mir kein kostbareres Geschenk machen, Yngve," sagte Hertha, „mit Ausnahme eines einzigen, um das ich Dich jetzt bitten will."

„Was," rief Yngve freudig überrascht, „was kann ich Dir geben?"

Nie hatte Herthas Stimme so melodisch geklungen, wie jetzt, als sie mit einem demüthigen, innigen Ausdruck sagte:

„Deine Fürbitte bei Deiner Mutter, damit sie sich entschließt, zu uns zu kommen und die Mutter in meinem Hause, eine Mutter für mich und meine jungen Schwestern zu werden. Töchterliche Ehrfurcht und Liebe wird sie dort empfangen. Ich habe mit meinem Vater gesprochen, und er sieht die Sache ebenso an, wie ich. Unser Haus bedarf einer guten und klugen Hausmutter, meine jungen Schwestern einer sichern mütterlichen Aufsicht, und ich bedarf Ruhe, um mich im festen Vertrauen, daß Alles wohl bestellt sei, den Vorbereitungsstudien zu meinem künftigen Unternehmen widmen zu können. So wie ich Deine Mutter durch Dich kennen gelernt habe, fühle ich, daß ich sie lieben werde, daß sie ein guter Engel in meinem Haus und für mich werden wird, und daß ich von ihr lernen kann, ein liebenswürdigeres Weib zu werden, so wie Du es wünschest, Yngve. In meinem Hause ist ein Zimmer, unmittelbar neben dem meinigen, dessen Fenster die Abendsonne haben, ein freundliches Stübchen, das ich mit großer Freude nach dem Geschmack Deiner Mutter mit grünen Möbeln und weißen Vorhängen versehen und schon lange für sie bestimmt habe. Bitte sie, Yngve, daß sie komme, das Zimmer annehme und es das ihrige nenne. Dies würde mich so glücklich machen! Willst Du es thun, Yngve?"

„Ich kann Dir nicht danken," sagte Yngve tief

gerührt, „aber ich verstehe Dich und werde an meine Mutter schreiben."

Und jetzt waren sie an Ort und Stelle und betraten das Haus voll unruhiger Ahnung über den Empfang, der ihnen dort bevorstand; doch ahnten sie nicht, daß ihnen drohend entgegenschaute —

Der große Proceß.

Just als Hertha und Yngve in die Hausflur traten, kam Tante Nella mit ihrer großen Brieftasche unter dem Arm, mit weit aufgesperrten Augen und höchst verwirrter Miene aus ihrem Zimmer gestürzt.

„Ja," sagte sie in heftigem und vorwurfsvollem Tone zu Hertha, „Du kommst gerade recht, um Deinen Vater vielleicht ins Gefängniß zu begleiten, wenn ich nicht ihn und uns alle retten kann. Jetzt ist es endlich an den Tag gekommen, jetzt gilt es."

So sprechend begann Tante Nella eilig die Treppe hinaufzugehen, während sie das Portefeuille fest an sich drückte und beständig von Feinden, von Gefängniß und Proceß sprach. „Ich wußte wohl, daß es so kommen würde . . . aber ich werde ebenso fest hinstehen, wie sie; ich werde ihnen meine Papiere vorzeigen . . . sie sollen sehen . . . sollen sehen, sollen sehen" u. s. w.

Mit Bestürzung folgten Yngve und Hertha der alten Tante. So kamen sie in das Speisezimmer, von wo eine Thüre nach dem Zimmer des Directors offen stand. Drinnen brannte Licht, und durch die halboffene Thüre sah Hertha, wie ihr Vater, bleich

vor Zorn, vor zwei Herren stand, die sie nicht kannte. Sie schienen eine schriftliche Urkunde vorgewiesen zu haben, die jetzt auf einem Tisch zwischen ihnen und dem Director lag, und auf welche er zuweilen zornige Blicke schoß.

„Ich werde mit Ihnen processiren, so lange ich lebe," sagte er mit einer Stimme, die vor Aerger zitterte.

„Wie Sie wollen, Herr Director," antwortete einer der Herren mit kalter Höflichkeit; „aber je länger Sie processiren, um so mehr werden Sie verlieren. Die Entscheidung des Hofgerichts . . ."

„Das Hofgericht," schrie Tante Nella, indem sie mit ihrem großen Portefeuille vorstürzte, „das Hofgericht muß zuerst hören, was ich zu sagen habe, und muß meine Papiere sehen! . . ." Und nun öffnete Tante Nella vor den Augen der erstaunten Herren das große Portefeuille, indem sie fortfuhr: „Und handelt es sich darum, meinen Schwager und mich aus den Klauen des Gesetzes und vom Gefängniß zu befreien, so wird es an den Mitteln dazu nicht fehlen; sehen Sie hier und sehen Sie da! . . ." Und Tante Nella begann, aus einem Wirrwarr von Briefen, herausgeschnittenen Zeitungsstücken und Nähmustern kleine Papierblättchen hervorzuziehen, welche bald die Aufmerksamkeit der Herren gewannen. Diese Blättchen waren nämlich Reverse, welche theils auf einige hundert, theils auf tausend Reichsthaler lauteten und zusammengerechnet einen Werth von etwa zehntausend Reichsthalern repräsentirten.

Die zwei fremden Herren hatten offenbar Anfangs gedacht: „Die Alte muß verrückt sein!" aber

jetzt schienen sie zu denken: „Die Alte dürfte klüger sein, als man glaubte.“

Tante Nella fuhr fort:

„Meine Feinde haben mich lange heimlich verfolgt, aber jetzt, da ihre Bosheit zu Tage gekommen ist, und da sie auch meinen Schwager hineinziehen wollen, jetzt ist es meine Pflicht, ihm die Mittel zu überliefern, die sowohl ihn als mich befreien können.“

Tante Nella sagte dies mit Pathos und nicht ohne Würde. Aber der Director, der dieser Scene ein Ende zu machen wünschte, erklärte ganz kurz:

„Behalte Dein Geld, Schwägerin. Ich brauche es nicht, aber ich danke Dir für Deinen guten Willen. Meine Herren, wir haben, glaube ich, einander nichts mehr zu sagen. Ich habe Ihre Vorladung erhalten, ich werde vor Gericht darauf antworten. Leben Sie wohl!“

Die beiden Herren verbeugten sich kalt vor dem Director und mit einem halben Lächeln vor Tante Nella.

Der Director seinerseits heftete Blicke voll Verwunderung und Hochachtung auf sie. Darinnen stand deutlich zu lesen: Dies von Tante Null? Wer hätte glauben können, daß diese Null zehntausend Reichsthaler werth wäre? Tante Null eine halbe Tonne Goldes werth!

Tante Nella sah die Verwunderung des Directors, ahnte seine Gedanken und sonnte sich im Ausdruck seiner Blicke, ohne recht zu begreifen, daß dieselben bloß den drei Nullen galten, die zu der alten Null, wofür er bisher ihren Werth angeschlagen hatte, hinzugekommen waren. Die Aufregung, worin er

sich so eben erst befunden hatte, ließ übrigens, als die beiden fremden Herren gegangen waren, auf einmal nach. Er sank mit einem tiefen Seufzer und beinahe ohnmächtig in seinen Lehnstuhl.

Hertha trat jetzt zu ihrem Vater vor und sagte: „Mein Vater, ich bin da. Willst Du mir nicht sagen, was Dich beunruhigt? Kann ich Dir nicht auf irgend eine Weise dienen oder helfen?"

„Und ich?" sagte Yngve, indem er ebenfalls vortrat und die Hand des Directors ergriff, „kann ich Ihnen nicht irgendwie dienlich sein? Lassen Sie, o lassen Sie mich Ihnen dienen als Ihr Sohn und als Herthas Gatte! Mein ganzes Leben soll beweisen, wie hoch ich dieses Glück schätze."

Gerade wie eine Mauer sich in einer strömenden Fluth erhebt und ihren Lauf dämmt, so erhob sich jetzt der Director und sah die zwei jungen Leutchen mit verwunderten Blicken an, die immer starrer und härter wurden, während er in abgebrochenen Sätzen sagte:

„Ich danke ... danke für das Anerbieten so vieler Hilfe ... aber ... ich glaube mich noch nicht gänzlich unfähig, mir selbst zu helfen, meine Angelegenheiten selbst zu besorgen ... ich fühle noch ganz und gar kein Bedürfniß nach Hilfe ... Ich fühle mich so munter und rüstig wie je."

„Was Ihr Anerbieten in Betreff meiner Tochter betrifft, Herr Lieutenant, so wundert es mich, daß sie mich nicht darauf vorbereitet hat, wie dies nach meiner Ansicht ihre Pflicht gewesen wäre, und ... ich bin eben deßhalb nicht auf eine Antwort vorbereitet. Meine Pflicht als Vater und Vormund

verbietet mir, meine Tochter dem ersten Besten zu geben, der ihre Hand begehrt und von dem ich ja nichts Näheres weiß, und . . . ich will Ihnen durchaus nichts Verletzendes sagen, Herr Lieutenant . . . aber es däucht mich, der Augenblick zu Ihrem Antrag hätte können besser gewählt werden."

„Wenn es so ist," antwortete Yngve ruhig und herzlich, „so erlauben Sie mir, zu einer anderen, passenderen Stunde, welche Sie selbst gefälligst bestimmen wollen, wieder zu kommen, um dann die Aufschlüsse über mich zu ertheilen, welche zu fordern Sie alles Recht haben."

In Yngves Ausdruck lag etwas so Gutmüthiges, in seinem ganzen Wesen so viele Anmuth und zugleich eine solche Offenheit, daß er auf alle Menschen, mit denen er in Berührung kam, mehr oder weniger Eindruck machte. Auch der Director empfand diesen Eindruck und nickte mit schweigender Einwilligung zu seiner Bitte. Als Yngve jetzt von seiner bevorstehenden Abreise sprach und bat, daß er die betreffende Unterredung recht bald festsetzen möchte, so antwortete der Director: „Morgen Mittag um sechs."

Als Yngve sich entfernt hatte, fuhr der Director heftig gegen seine Tochter auf und machte ihr Vorwürfe, daß sie ihn auf Yngves Antrag nicht vorbereitet habe. „Sage mir nicht, Du seiest selbst nicht darauf vorbereitet gewesen," sagte er; „ein Mädchen von Deinem Alter weiß es nur zu gut, wenn ein Mann um sie freien will, und dann ist es ihre Pflicht, ihren Vater vorher davon in Kenntniß zu setzen. Ohnehin weißt Du, daß ich überhaupt kein Freund von Ueberraschungen bin."

Zur Tante Nella sagte der Director:

„Ich brauche zwar gegenwärtig Dein Geld nicht, Schwägerin; aber Du darfst diese Reverse nicht so unter altem Plunder liegen lassen; es wird am besten sein, wenn ich sie Dir aufbewahre, und ich will dafür sorgen, daß Du Deine Zinsen ordentlich bekommst. Das kann ich besser überwachen, als Du; und sollte ich Dein Geld entlehnen müssen, so weißt Du, daß es bei mir sicher genug steht."

„Es sind die Ersparnisse von vierzig Jahren, lieber Schwager," sagte Tante Nella und begann, gerührt über sich selbst, zu weinen.

„Ja, Ersparnisse, die Du größtentheils in meinem Hause gemacht hast," sagte der Director, „indem Du unentgeltlich da lebtest und nichts auszugeben brauchtest. Aber jedenfalls ist dies sehr schön von Dir, liebe Schwägerin, und ich achte Dich sehr hoch wegen Deiner Klugheit und Sorgsamkeit, sowie wegen des Freundschaftsbeweises, den Du mir heute gegeben hast. Ich werde das nie vergessen. Ich werde all Dein Geld ansehen, als ob es mein eigenes wäre, und es mit derselben Sorgsamkeit verwalten."

So sprechend legte der Director Tante Nellas Reverse in sein Taschenbuch; dann drückte und schüttelte er ihre Hand, indem er halbscherzend sagte: „Wer hätte gedacht, daß eine so kleine Person zehntausend Reichsthaler werth sein könnte! Wer hätte sich so was einfallen lassen!"

Tante Nella verneigte sich, lächelte und war hoch beglückt über das Lob und die Freundlichkeit ihres Schwagers. Als sie in ihr Zimmer hinabging, meinte sie zwar, ihre große Brieftasche sei bedeutend leichter

geworden, und es war nicht ohne daß sie eine gewisse Unruhe darüber empfand, aber sie dachte auch, daß künftig ihre eigenen und ihres Schwagers Interessen bei dem großen Proceß vereinigt sein würden, und überdies sagte sie im Stillen zu sich, daß sie sich großartig wie eine wahre Romanheldin benommen habe; (Tante Nella war nämlich — ich weiß nicht, ob ich es schon vorher gesagt habe — im Stillen eine große Romanleserin) und sie sah voraus, daß in dem großen Proceß eine Stunde kommen würde, wo ihr edles Verhalten in diesem Augenblick ans Licht kommen und öffentlich in irgend eine Art von Protokoll eingetragen werden müßte; denn so pflegt dies in den Geschichten der Romanheldinnen zu geschehen.

Arme Tante Nella!

Inzwischen genoß sie doch die Freude, daß ihr Schwager sie seit diesem Auftritt mit ganz anderen Augen betrachtete, als vorher; er erblickte in ihr offenbar keine Null mehr, sondern vier Nullen mit einer Eins davor.

Ein Augenblick.

In unsern nordischen Volksliedern kommt gewöhnlich zwischen den Molltönen des Anfangs und des Schlusses ein Zwischensatz von wenigen Takten vor, worin die lieblichsten Durtöne dem Ohr schmeicheln und das Gefühl rühren, worin die Seele einen hellen, verheißungsreichen Blick in eine Zukunft von Frühling und Liebe zu werfen scheint. Der Abend

an welchem Yngve sich auf die Einladung des Directors zu dem entscheidenden Gespräche mit ihm einfand, glich einer solchen Durmelodie im Leben der Liebenden.

Der Director, der in Bezug auf Yngve seinen Entschluß gefaßt zu haben schien, empfing ihn höflich und ohne abstoßende Kälte; er ließ ihn sich aussprechen und antwortete dann, er wünsche ihn näher kennen zu lernen, und wünsche ihm eine gesichertere Stellung in der Gesellschaft, zuverlässigere Aussichten auf ein selbstständiges Auskommen, bevor er seine Einwilligung zu einer Verbindung mit seiner Tochter geben könne. Hertha besitze zwar einiges Vermögen von ihrer Mutter her, allein dies sei nicht so bedeutend, wie man gewöhnlich glaube, und eine Familie würde nicht davon leben können. Als Vater und Vormund sei er verpflichtet, über ihre Zukunft zu wachen. Die Zukunft allein könne über das Schicksal von Yngves Wünschen in Bezug auf Hertha entscheiden, aber Yngve könne ja seine Ansprüche offen erhalten und werde inzwischen in Herthas väterlichem Hause willkommen sein.

Alles das war billig und mehr, als Yngve nach dem Auftritt des gestrigen Abends erwartet hatte. Er dankte Herthas Vater herzlich dafür und sprach seine Hoffnung aus, in nicht gar zu langer Zeit seinen billigen Forderungen Genüge leisten und Hertha eine ökonomisch vollkommen gesicherte Stellung anbieten zu können. Yngve wußte dabei das Interesse des Directors für die Unternehmungen zu erwecken, bei welchen er selbst betheiligt war und auf deren Erfolg er seine Laufbahn begründen wollte. Er

machte überhaupt einen so angenehmen Eindruck auf den Alten, daß dieser ihn ersuchte, zum Abendessen da zu bleiben.

Ein solches Ereigniß, daß nämlich ein junger Mann über den Abend dabehalten wurde, war seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen, seit der Zeit nicht mehr, wo Almas Liebhaber im Hause aus und eingegangen war.

Das Speisezimmer zeigte an diesem Abend eine Scene von außerordentlicher Behaglichkeit. Das hohe Fichtenfeuer, das im Kamin munter knisterte und flammte, warf heitere Schlaglichter auf den Hausvater, der im Hintergrund des Zimmers saß, seine Pfeife rauchte und sich mit Yngve über Wasser- und Straßenbauten in Schweden und andern Ländern unterhielt; es beglänzte die kleine Tante Nella, die am Feuer saß und eifrig an ihrem Garn nestelte, während sie mit ungewöhnlich vergnügter Miene leise vor sich hin murmelte; es beglänzte den Eßtisch, welchen Maria und Martha deckten und mit Blumen schmückten; es beglänzte endlich Hertha, die ab und zuging, und stille ihre hausmütterlichen Geschäfte besorgte. Sie kam dabei Yngve so edel und schön vor, daß er zuweilen Augenblicke gänzlicher Zerstreutheit hatte, und des Directors Fragen über Eisenbahnen entweder geradezu vergaß oder auch ganz verkehrt beantwortete. Auf eine Frage über eine gewisse Eisenbahngesellschaft antwortete Yngve träumend: Eine wahre Iduna! Und auf eine andere Frage in Betreff der Ausdehnung einer gewissen Eisenbahn antwortete er feurig: In alle Ewigkeit.

Der Director sah ihn verwundert an; aber als

er die Richtung seiner Blicke bemerkte, da lächelte er, blies den Rauch aus seiner Pfeife und schien keineswegs böse zu sein. Man hatte ihn beinahe noch nie so human und so freundlich gegen irgend Jemand gesehen. Hertha war überglücklich bei diesem Anblick, und man kann sich's denken, welche wonnige Zukunftshoffnungen ihr und sein Herz erfüllten.

Das Abendessen wurde unter diesen Verhältnissen eines der heitersten, die man je in diesem Hause erlebt hatte. Nach der Tafel sprach der Director mit Yngve von seiner Mutter und machte ihm dasselbe Anerbieten, auf welches Hertha ihn schon vorbereitet hatte. Yngve sah, daß der Director diese Sache als ein vortheilhaftes Geschäft für sein Haus betrachtete, und pries im Stillen Herthas Klugheit. Ehe sie sich trennten, führte Hertha ihren Freund in das Zimmer, das sie für seine Mutter eingerichtet und in Bereitschaft gesetzt hatte.

„Sieh, Yngve," sagte sie, „dort soll Dein Bücherschrank stehen, und hier, in diesem Lehnstuhl wird Deine Mutter sitzen, und ich neben ihr, wenn wir zusammen Deine Bücher und Deine Briefe lesen. Hier an diesem Schreibtisch werden Deine Mutter und zuweilen auch ich Dir schreiben."

Hertha wollte im Augenblick der Trennung bei Yngve den Eindruck ihrer innigen Verbindung mit seiner Mutter, wenn sie in ihrem Hause leben würde, hinterlassen; sie wollte, daß er in seiner Erinnerung sie Beide beisammen sehen sollte.

Yngve war von allen diesen Eindrücken so gerührt und so glücklich, daß er, als er von Herthas Schwestern Abschied nahm, sie mit einer Innigkeit,

welche die Mädchen ebenso sehr in Staunen setzte, als rührte, an seine Brust drückte und sodann Tante Nella nicht bloß auf die Hand, sondern sogar auf die Wange küßte, worüber sie so betreten war, daß sie einen Faden an ihrem Garn entzweiriß. Yngve hätte den Director und das ganze Haus in seine Arme schließen mögen, aber die kalte, obschon höfliche Miene des Ersteren kühlte ihn einigermaßen ab. Als jedoch Yngve, mit dem Ausdruck söhnlicher Verehrung und Dankbarkeit in seinem offenen schönen Gesicht, zum Abschied noch einmal seine Hand schüttelte, da begleitete ihn der Director bis an die Thüre und sagte mit ungeheuchelter Freundlichkeit: „Ich wünsche Ihnen alles Glück, und seien Sie hier wieder willkommen! Sie sind noch sehr jung, und wenn der Patriarch Jakob sieben Jahre auf seine Geliebte warten konnte, so darf es Ihnen nicht zu lange vorkommen, ein oder zwei Jahre auf die Ihrige zu warten. Die Zeit vergeht schnell."

An diesem Abend küßte Hertha ihrem Vater die Hand, wie sie dieselbe seit ihrer Kinderzeit, wo sie in blindem Gehorsam und mit inniger Liebe zu ihm aufschaute, nicht mehr geküßt hatte.

Sieben-Jahre. Patriarchalische Verhältnisse.

Wir lesen in der Geschichte des Patriarchen Jakob, daß die sieben Jahre, die er um Rahel diente, ihm wie wenige Tage erschienen, und ich kenne ein schwedisches Mädchen, die sich zehn Jahre lang einschloß, um ihrem blinden, armen Vater zu dienen, und di

obschon sie jung und blühend in diesen Dienst getreten, und blaß und verwelkt nach dem Tode des Vaters daraus hervorgegangen war, gleichwohl diese zehn Jahre nicht lang oder schwer gefunden hatte. Das kam daher, weil die Liebe mit auf dem Weg gewesen war, die Seele aufrecht erhalten, der Zeit Flügel gegeben hatte; weil die Liebe selbst die Mühseligkeit angenehm macht und die Arbeit in ein Spiel verwandelt.

Wie anders, wenn man einem Manne dienen muß, den man nicht lieben kann, oder wenn Gewalt oder Unrecht die freie Seele an das Schicksal fesseln, das sie nicht gewählt hat! Wie schwer werden die Tage, wie endlos die Jahre, wie trübe das Herz, das Leben, die Zukunft, wie unfreundlich erscheint selbst die Vorsehung, ja Alles!

Ueber die Jahre in Herthas Geschichte, die wir jetzt zu schildern haben, wollen wir leicht und schnellfüßig hinweggehen und nur mit wenigen Zügen ihre Schatten und ihre Lichtpunkte schildern.

Ein halbes Jahr nach dem Abschied, den wir im vorigen Kapitel beschrieben haben, kam Yngve frisch und gesund, voll von redlichem Willen, von Arbeitslust und Hoffnung in sein Vaterland zurück. Ein Jahr später hatte er eine Beförderung erlangt, die seine Aussicht auf ein genügsames aber sicheres Auskommen feststellte, und nun erneuerte er bei Herthas Vater seine Bitte um ihre Hand. Der Director antwortete, daß er Yngves Stellung noch nicht genügend gesichert glaube; überdies erlaube ihm in diesem Augenblick sein Gesundheitszustand nicht, die Pflege seiner Tochter im Hause zu entbehren,

auch könne er ihr Vermögen jetzt nicht herausbezahlen; er halte es deßhalb fürs Beste, wenn die Liebenden noch ein paar Jahre warten würden.

Damals zerbrach Hertha zum erstenmal die Fesseln, welche lange Gewohnheit und die anererbte Ehrfurcht vor der patriarchalischen Auctorität im Hause ihrer Zunge bisher angelegt hatte. Sie sprach kräftig und ernst zu ihrem Vater, sie erinnerte ihn an seine Versprechungen, sie appellirte an ihr Menschenrecht, über ihre Person, ihr Vermögen und ihre Zukunft selbst zu verfügen. Sie sprach im Namen der Gerechtigkeit und Billigkeit, aber leider hatte ihr Vater die Bestimmungen der Gesetze, die „väterlichen Rechte" auf seiner Seite. Nachdem er sie mit beinahe höhnischer Ruhe angehört, bewies er ihr mit dem Gesetzbuch in der Hand, daß sie in Bezug auf ihr Vermögen, auf sich selbst und ihre Zukunft durchaus keine anderen Rechte habe, als diejenigen, die er ihr gestatten wolle. Sie sei unmündig, wie es im Gesetze heißt, und verpflichtet, sich dem Willen ihres Vormundes zu fügen. Seiner Versprechungen erinnerte er sich nicht. Wenn er je solche gemacht habe, so sei dies in der Voraussetzung geschehen, daß er sie nur dann zu erfüllen brauche, wenn er es für gut halte, nicht aber, daß man ihm Etwas abtrotzen oder abzwingen könne, was er nicht freiwillig thun wolle. Er gedenke sich nicht zwingen zu lassen. Er habe jetzt seine Meinung ausgesprochen und damit Punctum. Man habe sich darnach zu richten.

Hertha gab diesmal dem Gefühle des Stolzes, das sich in ihr erheben wollte, nicht nach; sie be-

schwor ihren Vater, der Stimme der Billigkeit Gehör zu schenken, sie erinnerte ihn mit Thränen an Almas letzte Bitte. Und sie poche ja nicht; sie bitte ja bloß, sie flehe demüthig um ihre Freiheit, um ihr Menschenrecht. Wolle der Vater ihr dieselben nicht als Rechte bewilligen, so möge er sie als Gnadengeschenke gewähren.

Aber der Director gerieth jetzt ganz außer sich und fragte heftig, ob sie ihn tödten, ob sie ihn mit ihrer Halsstarrigkeit verrückt machen wolle? Ob sie denn nicht noch ein Jahr oder zwei warten könne? Mehr verlange er ja nicht. Schließlich verwies er sie von Neuem auf ihre töchterlichen Pflichten. Sie müsse ihrem Vater gehorchen. Er wisse besser als sie, was zu ihrem Wohl diene. Sentimentale Scenen liebe er nicht. Er wisse was er wolle, und er wolle was er wolle, und damit Punctum.

Leser oder Leserin! Hast Du je einen Menschen um etwas gebeten, was recht und billig war, hast Du inständig gebeten, Deine ganze Seele in die Bitte gelegt, Dich gedemüthigt, Dich selbst verleugnet, um durch Liebe und Opfer Dein Recht zu erringen, und bist Du gleichwohl zurückgewiesen worden, dann wirst Du vielleicht das Gefühl verstehen, mit welchem Hertha sich aus ihrer demüthigen, bittenden Haltung emporrichtete. Bleich, starr, mit düsterem Blick und mit trüber Ahnung in ihrer Seele erhob sie sich langsam und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sprechen. Aber ihre Seele befand sich im Aufruhr.

Ruhig und voll düsterer Entschlossenheit war sie Nachmittags, als sie den Erfolg dieser Morgenunter-

redung Yngve und dem Landrichter Carlsson mittheilte, welche gekommen waren, um sich darnach zu erkundigen. Beide waren heftig aufgeregt und verlangten, Hertha solle sich an die Gerichte wenden und dieselben zwischen ihr und dem unbilligen Vater entscheiden lassen. Die Gerichte würden ihr ohne alle Frage Recht geben.

„Das glaube ich," sagte Hertha, „aber so viel steht fest, daß ich mich niemals an die Gerichte wenden werde, um gegen meinen Vater Recht zu bekommen."

„Dann liebst Du mich nicht!" rief Yngve aufbrausend; „dann willst Du mich lieber an Tantalusqualen sterben lassen, als daß Du Dich zu einer muthigen und gerechten That entschließest. Du begreifst nicht, wie ich Dich liebe, Du kannst nicht lieben! Du fürchtest Deinen Vater, fürchtest das Urtheil der Welt; — ich, mein Leben und mein Glück gelten Dir nichts!"

Hertha heftete einen Blick voll von unsäglichem Vorwurf und Schmerz auf Yngve, sprach aber kein Wort.

„Ich ehre Ihr Zartgefühl, Ihr kindliches Pflichtgefühl," sagte der Landrichter Carlsson, „aber dies kann auch gar zu weit gehen. Bedenken Sie, daß Sie sowohl Ihre eigene Zukunft, als die Zukunft eines Andern einem egoistischen Eigensinn, einer ganz unberechtigten Starrköpfigkeit opfern. Und Sie haben Ihre Bedenklichkeiten über die Angelegenheiten Ihres Vaters und seine Fähigkeit zur Verwaltung derselben gegen mich ausgesprochen; bedenken Sie, daß Sie möglicherweise nicht bloß Ihr eigenes Vermögen,

sondern auch das Vermögen Ihrer Schwestern, das in seinen Händen liegt . . . daß Sie vielleicht die Zukunft Ihrer Schwestern opfern."

Hertha beugte ihr Haupt in ihre Hände und saß eine Weile schweigend da. Als sie ihr Gesicht wieder erhob, schwamm es in Thränen.

„O, meine Freunde," sagte sie, „seid nicht hart gegen mich, ich kann nicht anders. Mein Gewissen verbietet mir's. Weil mein Vater ein harter Vater ist, soll ich darum eine unnatürliche Tochter sein? Soll ich gegen denjenigen, der mir das Leben gegeben hat, auftreten und ihm sein Leben verbittern? Soll ich einen Schatten auf ihn werfen, indem ich vor dem ganzen Land seine Schwäche oder seine Ungerechtigkeit bloslege? Nein, ich will mir den Vorwurf nicht zuziehen, daß ich als Tochter unedel gehandelt habe! Ich würde mich dann nicht würdig fühlen, Mutter zu werden. Nein, ich will nicht als Anklägerin gegen meinen Vater auftreten! Mögen lieber Yngve und ich entsagen, warten, sterben, wenn es so sein muß! Ich will noch Alles versuchen, was Pflichterfüllung und Ueberredungskunst vermögen, vielleicht kommt ein Augenblick, wo meines Vaters Herz nicht so verschlossen ist wie jetzt; aber nie, nie werde ich durch Haß und Trotz seinen Fluch verdienen! Und wenn Du mich deßhalb anklagen willst, Yngve, so bist Du nicht mehr der edle, gerechte Yngve, den ich geliebt habe."

„Aber Ihre Schwestern? . . ." fiel der Landrichter Carlsson ein.

„Zeigen Sie mir," sagte Hertha, „ein Mittel, um ihr Vermögen und ihre Zukunft sicher zu stellen,

ohne dem Ansehen und dem Herzen unseres Vaters einen Todesstoß zu versetzen, indem ich vor König und Volk meinen Argwohn über seine Fähigkeit zur Verwaltung unseres Vermögens ausspreche. Können Sie mir ein anderes Mittel sagen? Geben unsere Gesetze ein anderes an die Hand?"

Der Landrichters Carlsson und Yngve schwiegen. Hertha stand auf.

„Reichet mir Eure Hände," sagte sie; „ihr könnt mein Benehmen nicht mißbilligen. Unterstützet mich lieber in der schweren Prüfungszeit, die mir bevorsteht. Yngve! . . ." Herthas Blick sagte, was keine Worte auszudrücken vermochten; er verkündete das Leiden, das sie seinetwegen ertrug.

Er verstand diesen Blick und beantwortete ihn damit, daß er sie an sein Herz drückte. „Verzeih'," flüsterte er, „Du sollst von mir nie mehr ein Wort des Vorwurfs hören."

Aber Yngves Entschluß war auch in diesem Augenblick gefaßt und er bestand darin, für einige Zeit seinem Vaterland Valet zu sagen, und im Ausland eine ihm angebotene Stelle anzunehmen, die ihm Aussichten auf ein größeres Einkommen gewährte, als er gegenwärtig in seiner Heimath hatte. Denn in Herthas Nähe unter dem Zwange zu leben, den sein halbes Verhältniß zu ihr und ihr eigener Wille ihm auferlegten, das war ihm unerträglich.

Yngve hatte Recht: Hertha liebte ihn nicht so, wie er sie liebte. Kein Mädchen versteht die Leidenschaft, welche das ganze Wesen eines liebenden Jünglings durchglüht, vollkommen; kein Mädchen kann sie

vollkommen theilen. Sie liebt eben so sehr, oft sogar noch inniger als er, aber anders..

Der Landrichter Carlsson betrachtete die beiden Liebenden mit tiefer Theilnahme und Hertha mit wirklicher Verehrung, denn er verstand sie vollkommen. „Denken Sie an Ihr Versprechen," sagte er am Schluß dieser Unterredung. „Wenden Sie sich zu jeder Zeit an mich als an einen väterlichen Freund, der gerne Ihr Vater sein will und — wollte Gott, ich wäre wirklich Ihr Vater!"

Yngve reiste bald darauf mit einem seiner jungen Freunde nach Piemont, wohin ein vortheilhaftes Engagement sie berief. Der Landrichter Carlsson bereiste seinen Sprengel. Hertha blieb allein in ihres Vaters Haus.

Die Gesundheitsumstände des Directors besserten sich einigermaßen in den folgenden Jahren, in deren Verlauf er durch verschiedene öffentliche Ehrenbezeugungen erfreut wurde, denn er hatte sich als ein tüchtiger und thätiger Beamter bekannt gemacht. Er wurde Ritter des Nordsternordens, erhielt den Titel Oberdirector und wurde unter dem Namen Falkenhelm, welchen bereits ein älterer, schon früher geadelter Zweig der Familie trug, in den Adelstand erhoben. Er galt allgemein für einen tüchtigen, festen, klugen, kräftigen, alten Herrn, namentlich auch für einen Mann von großem praktischem Verstand und bedeutendem Vermögen. Inzwischen nahm der geheimnißvolle Proceß, über welchen Tante Nella fortwährend mit wichtiger Miene bedeutsame Winke gab, von dem sie aber aus Furcht vor ihrem Schwager nicht mehr laut zu sprechen wagte, seinen Fortgang.

Er selbst sprach mit keinem Menschen darüber, außer mit seinem Advokaten, mit dem er lange geheime Conferenzen hatte. Dieser Proceß und diese Conferenzen hatten augenscheinlich großen Einfluß auf die Gemüthsart des Directors, die immer düsterer und reizbarer wurde, trotz der Lichtstrahlen, womit die Sonne der Gnade seine öffentliche Beamtenthätigkeit übergossen hatte. Hertha, die zuweilen an der Gerechtigkeit ihres Argwohns in Betreff der Fähigkeit ihres Vaters zur Verwaltung der Familienangelegenheiten zweifelte, wurde dennoch hin und wieder durch neue Beweise von Schlaffheit und Unklarheit in seinem Gedächtniß und seinem Gedankengang beunruhigt, gelangte aber niemals zu voller Gewißheit.

In ihrem Leben entstand einer jener langen Dämmerungszustände, die im Leben der nordischen und besonders der schwedischen Frauen so gewöhnlich sind, einer jener Dämmerungszustände, wo alles in Schatten gehüllt ist, so daß man nicht arbeiten oder wirken kann, wenn man nicht selbst ein kleines Feuer anzuzünden vermag, um sich damit zu leuchten, einer jener Zustände, die merkwürdig an die Schilderung unserer Väter von dem skandinavischen Hades erinnern, dieser unheimlichen Nebelwelt voll von regenschwangeren Wolken, beinlosen Spuckgestalten, trüben, giftausdünstenden Flüssen.

Aber es gibt eine Abenddämmerung und eine Morgendämmerung. Die erstere ist ein Versinken in die Nacht, die letztere ein Fortschritt dem Tage entgegen. Schwache oder schwermüthige Naturen unterliegen der Gewalt der Nacht; aber energische Seelen oder solche, in welchen die Liebeskraft Gottes

ihre emporhebende Flamme angezündet hat, sind, wenn selbst ihr ganzes irdisches Leben in der Dämmerung zurückgehalten werden sollte, dennoch Kinder der Morgenröthe, und ihre Seele und ihre Thätigkeit werden von dieser gefärbt.

Wir brauchen nicht zu sagen, welcher von beiden Richtungen Hertha angehörte. Ihre kräftige Seele, das Licht, das ihr durch den Freund geworden war, der sie mit dem Leben versöhnt hatte, der Glaube an eine väterliche Vorsehung, der sie nie wieder verließ, seit sie in ihrem Herzen so deutlich ihr Walten verspürt hatte, die Reinheit und Schönheit ihres Verhältnisses zu Yngve, die Gewißheit, daß sie nach den höchsten Geboten des Gewissens und der Pflicht gehandelt habe, das Alles half ihr die Bitterkeit bekämpfen, die ihre unfreie Lage in ihr erregen wollte; das half ihr auch während des beängstigenden Dämmerungsverhältnisses in ihrem Leben und in ihrem Vaterhause ein Licht anzünden, das nicht bloß ihr selbst leuchtete, sondern auch Andern, ja beinahe Allen, die in ihren Lebenskreis kamen.

Gegen ihren Vater blieb sie eine gehorsame und aufmerksame Tochter, auch als sie alle Hoffnung aufgeben mußte, in ihm in irgend einer Beziehung eine väterliche Stütze zu finden. Lieben konnte sie ihn nicht, und ihm auch nicht jene Liebe, jene schöne, innige und huldvolle Sorgsamkeit beweisen, die nur der wahren Liebe entsprießt. Und obschon er alles, was er in Bezug auf Pünktlichkeit, Gehorsam und Ordnung verlangte, in vollem Maße erhielt, so beklagte er sich mehr als einmal gegen seine alte Dienerin über die Hartnäckigkeit seiner ältesten Tochter,

sowie über ihren Mangel an Liebe und Unterwerfung. Sie sei eine unbeugsame Natur, sagte er, die sich nichts darum bekümmere, ihrem Vater zu gefallen; sie sei starrköpfig, unversöhnlich, nachträglich, egoistisch u. s. w.

O du Thor! du verlangst Liebe und Versöhnlichkeit, während du selbst das Gegentheil zeigst; du klagst über Kälte und Stolz im Blick und Wesen, während du dies durch dein eigenes Benehmen hervorrufst, während du selbst nichts thust, um gute Gefühle zu erwecken. Diejenige, die du anklagst, kann Schätze von Liebe und Zärtlichkeit in ihrem Herzen haben, aber du wirst dieselben nicht kennen lernen, und wirst nie einen wahren Blick aus ihren Augen zu sehen bekommen, denn die Sonne dieses Auges hast du für dich ausgelöscht durch dein unedles Benehmen und deine Härte, du hast eine steinerne Mauer errichtet zwischen diesem Auge und dem deinen. Du Thor, der du den Splitter in deines Nächsten Auge siehst und den Balken in deinem eigenen nicht bemerkst, klage dich selbst an und werde anders, dann wird auch diejenige, die du anklagst, anders gegen dich werden. Diese Seele sei kalt, sagst du; aber wenn sie bloß wahr, wenn sie bloß ehrlich gegen sich und dich ist? Es ist besser und edler, wenn sie sich so zeigt, wie sie ist, als wenn sie eine Freundlichkeit heuchelte, wenn sie eine Anhänglichkeit löge, die sie nicht fühlt und nicht fühlen kann. Achtung und Liebe lassen sich nicht gebieten, sie müssen errungen werden.

Das Verhältniß zu Yngve's liebenswürdiger Mutter, sowie zu ihren jüngeren Schwestern waren Licht-

punkte in Hertha's häuslichem Leben, und allmälig kam noch ein neuer hinzu durch die Thätigkeit, die wir bereits angedeutet haben.

In den drei Jahren, welche Hertha auf die Vorbereitungsstudien verwandte, deren sie hauptsächlich zu bedürfen glaubte, um die Lehranstalt zu begründen, die sie in ihren Gedanken trug, hatte sie das Glück, mit einigen Männern von ungewöhnlichem Seelenadel und außerordentlichem Wissen bekannt zu werden. Sie nahmen sich ihrer brüderlich an und theilten ihr das Beste von ihren eigenen Einsichten und practischen Kenntnissen mit, während sie selbst durch den Geist des ungewöhnlichen Mädchens in hohem Grade angezogen wurden. Hertha erfuhr, was die Verfasserin ihrer Lebensgeschichte ebenfalls erfahren hat und in dankdurchdrungenem Herzen als eine ihrer kostbarsten Erfahrungen trägt: daß nämlich, so mißgünstig auch die Gesetze und Gesinnungen des Staates der vollen Entwicklung des Weibes entgegenstehen, dennoch eine mit ungewöhnlichen Fähigkeiten und Anlagen begabte Frau früher oder später männliche Freunde findet, die ihr getreu die Hand bieten und das Ziel erreichen helfen, das ihre Naturgaben ihr anweisen.

Eine andere Frage ist die, ob diese Handreichung ihr auch genügen kann, ob sie nicht immer zu spät kommt, oder nothwendiger Weise zu partiell ist, um die volle Entwicklung eines solchen Weibes zu gestatten. „Niemand," schrieb Mozart einmal einem Dilettanten im Componiren, „Niemand wird Meister, wenn er nicht schon von Kindheit auf das Donnerwetter des Maestro gehört und die Disciplin der

Schule durchgemacht hat." Gewiß ist, daß technische Sicherheit, klare Einsicht in Bezug auf Mittel und Ziel, sowie auf eigene Kraft, ohne frühzeitige sichere Leitung, ohne lange Uebung und Prüfung niemals gewonnen werden kann. Unverbesserliche Gebrechen kleben auch dem Genie an, das sich lange auf eigene Faust durch die Wirrsale der Welt hindurch helfen mußte.

Hertha sah bald mit Schmerz dies Alles ein; sie sah, welche unverbesserliche Mängel sie bei ihrem Beruf in sich selbst zu bekämpfen hatte. Aber ihr muthiger Geist drängte sie beständig gegen das Ziel zu, das sie sich vorgesetzt hatte. „Etwas," sagte sie zu sich selbst, „gibt es doch, was ich jungen, nach Licht strebenden Seelen besser beizubringen vermag, als die gelehrtesten Männer."

Inzwischen wurde es ihr auch bald klar, daß sie, um ihren Plan ausführen zu können, eine Form wählen mußte, welche sich den Ansichten und dem Standpunkt des Kreises, in dem sie lebte, nahe anschloß. Dazu kam, daß ihre ökonomische Abhängigkeit im Hause und die Hartherzigkeit ihres Vaters sie zwangen, durch eigene Arbeit die Mittel zu erwerben, um mit einiger Freiheit wirken zu können.

Viele unserer jungen Leserinnen haben sich gewiß bereits darüber gewundert, daß Hertha sich nicht als Schriftstellerin die Mittel zu einer gewissen Unabhängigkeit zu erwerben suchte. Aber Hertha fühlte, daß sie die hiezu erforderlichen Fähigkeiten nicht besaß. Sie schrieb nicht gern und sie sprach besser, als sie schrieb. Thätigkeit und Leben waren die Mächte, welche sie begeisterten; in lebendiger Berührung mit

andern Seelen fühlte und entwickelte ihr eigener Geist seine Schwingen.

Ueberdies — aber wir wollen sie in einigen ihrer Tagbuchnotizen selbst sprechen lassen.

1. Mai 18 . .

Ich habe mich entschlossen, eine gewöhnliche Schule oder sogenannte Pension zu gründen, wo man alle die Dinge lernen soll, welche für junge Mädchen als ganz besonders nothwendig gelten, nämlich Sprachen, Geschichte, Geographie, weibliche Arbeiten, Zeichnen, Musik u. s. w., was alles in der That sehr gut ist; und diese Schule soll mich in den Stand setzen, meinen Plan in Betreff einer andern höhern Schule auszuführen, deren geistige Uebungen ich Sprach- und Unterhaltungsübungen zu nennen gedenke, um keine Unruhe im Lager und keinen Argwohn in Betreff etwaiger Emancipationsversuche zu wecken.

Die Alltagsschule soll mit Hilfe eines Lehrers und einer Lehrerin alle Wochentage gehalten werden. Die Sonntagsschule (Sprach- und Unterhaltungsübungen) bloß zweimal in der Woche, und zu letzterer sollen nur freiwillige und ausgewählte Zöglinge zugelassen werden. In die erstere tritt man gegen Bezahlung, in die letztere nur, wenn man Liebe zum Ewigen besitzt.

Inzwischen brauche ich einiges Geld für Bücher und Materialien für die Alltagsschule, und muß mich deßhalb an meinen Vater wenden. Ich werde ihn um die kleine Summe bitten, welche die Zinsen meines mütterlichen Erbes ausmachen. Ich werde ihn

bloß um das bitten, was mein Eigenthum ist, und ich will mir dadurch ein künftiges Auskommen bereiten, aber gleichwohl sagt mir eine bittere Ahnung, daß er es mir verweigern wird. Dennoch muß ich's versuchen. Ach! daß es einer Tochter als etwas so Schreckliches erscheinen kann, ihren Vater mit einem so billigen Wunsche anzugehen!

3. Mai.

Meine Ahnung ist eingetroffen. Er hat mir mit Nein geantwortet. Das seien unnütze Possen, sagte mein Vater; sie dienen zu nichts, als die Mädchen anspruchsvoll, unpraktisch und untauglich im Hause zu machen. Ohnehin gebe es bereits eine Mädchenpension in der Stadt, und dies sei mehr als genug. Eine neue würde nie auf die Kosten kommen. Ein Vormund sei verpflichtet, darauf zu sehen, daß das Kapital seines Mündels sich nicht vermindere, sondern vielmehr durch den Aufwachs der Zinsen vermehre, und diese Pflicht werde er erfüllen, so lange er könne. Ich könne in Bezug auf die Schule thun, was ich wolle, aber Geld könne er mir nicht dazu vorschießen. — Ich habe jetzt an den Landrichter Carlsson geschrieben und ihn um ein Anlehen gebeten. Ich that dies sehr ungern, aber es ist mein einziger Ausweg. Ich will doch sehen, ob er sein Versprechen hält.

Können Sie ihn nicht mürbe machen? hörte ich einmal eine geistreiche ältere Frau mit schlauem Lächeln zu einer andern sagen, welche klagte, daß sie ihren Mann nicht dazu bringen könne, ein gegebenes Versprechen zu erfüllen. Und es gibt, ich weiß

es, ein gewisses Mürbemachen im häuslichen Leben, ein beständig wiederkehrendes Erinnern, Brummen und Schelten, das mit einer Beimischung von trübseligen Mienen, Thränen oder Eiszapfen in Worten und Blicken selbst den stärksten Widerstand zu überwinden vermag und denjenigen, die sich auf diese Kunst verstehen, eine unberechenbare Kraft verleiht, alles durchzusetzen, was sie nur wollen. Aber Eines weiß ich auch, nämlich, daß ich solche Mittel und Wege nicht benützen kann und nicht benützen will. Der Königsweg der Liebe und Wahrheit ist der einzige, den ich wandeln will. Und der Staat oder das Haus, wo dieser weniger leicht zum Ziele führt, als unterirdische Schleichwege und krumme Gänge, ist nicht wohl bestellt.

10. Mai.

Möge der edle Landrichter Carlsson verzeihen, daß ich einen Augenblick an seinem ritterlichen Sinn zweifelte, möge er verzeihen, daß ich nicht unbedingt auf seine Freundschaft und seine Versprechungen vertraute! Er hat sich jetzt durch Wort und That als mein Freund erwiesen. Vater im Himmel! dies ist dein Werk und dein Wink. In Zukunft blicke ich zu dir allein um Hilfe und Rath empor und folge deiner Leitung. Du wirst mir beistehen. Und jetzt vorwärts, vorwärts in Gebet und Arbeit.

Im Herbst desselben Jahres schreibt Hertha:

1. November.

Meine Alltagsschule ist in vollem Flor. Es kommen mehr Schülerinnen, als ich erwartet habe. Das

macht mir viel Arbeit, und zwar nicht von der Art, die ich liebe. Meine Sonntagsschule kann ich erst auf Neujahr beginnen.

Im neuen Jahr steht in Hertha's Tagebuch zu lesen:

18. Januar.

Ich habe meine Sprach- und Unterhaltungsübungen mit einigen der ältern Mädchen begonnen und zwar mit der Antigone des Sophocles. Dieses herrliche Weib, das, treu dem Gesetz des Gewissens und der Pflicht, in Wort und That dem Machtgebot des Tyrannen, den sclavischen Warnungen der Gesellschaft, dem kleinmüthigen Rath der Schwester und selbst den Bitten des Geliebten Trotz bietet und fest steht, sich berufend auf:

Der Höchsten ungeschrieben, unfehlbar Gesetz,
Das nicht seit heute, nicht seit gestern lebt,
Das ewig ist, und Niemand kennt die Stunde,
Wo es gegeben ward —

dieses Weib, das mit dem tiefen Gefühl, welches Jugend und Weiblichkeit für die Herrlichkeit des Lebens besitzen, und mit dem natürlichen Schauder vor dem entsetzlichen Tod, welchem sie entgegenzugehen sich bewußt ist, wenn sie in ihrem Trotz gegen das Gebot des Tyrannen beharrt, gleichwohl bei ihrem Entschlusse fest bleibt und, obschon sie in ihrem letzten Augenblick selbst an der Gerechtigkeit der Götter zweifelt, dennoch an der Stimme der Wahrheit in der Tiefe ihres Gewissens nicht zweifelt, sondern in erhabenem Selbstbewußtsein die Stadt ihrer Väter

dafür anklagt, daß sie „leidet und stirbt, weil sie heilig hält, was heilig gehalten werden muß," diese edle Heldin der Gewissenhaftigkeit wird meine jungen Mädchen dahin führen, das Ideal des christlichen Weibes nicht bloß, wie es jetzt gewöhnlich geschieht, einseitig in seiner Demuth, worin es leicht sclavisch wird, sondern auch in seinem Heroismus aufzufassen.

Ich lese die Antigone in Stolbergs deutscher Uebersetzung der Sprache wegen, und wir sprechen hernach über das, was wir gelesen haben. Ich lasse die jungen Mädchen ihre Gedanken darüber bis zur nächsten Unterhaltungsstunde zu Papier bringen. Dadurch sollen sie geübt werden, über Gegenstände nachzudenken, welche das moralische Selbstbewußtsein kräftigen.

1. März.

Wir haben jetzt die Antigone vollendet, und ich freue mich über den Erfolg dieses Experiments. Unter den zehn jungen Mädchen, die meinen Unterhaltungsstunden anwohnen, sind einige, die von dieser Lectüre einen unverwischbaren Eindruck mitgenommen haben; alle sind gewissermaßen dadurch gehoben worden, und ihr Blick für das Höchste im Leben hat sich geklärt.

Aurora, die vermöge ihrer Gaben und ihrer ganzen Natur zu starken Kundgebungen ihrer Gefühle getrieben wird und, wenn sie sich entwickeln darf, sicherlich einmal als Künstlerin sich auszeichnet, hat von Antigone gelernt, daß man niedrige Eingebungen und kleine Siege verschmähen muß. Sie wird sich nur allein von der Sonne inspiriren lassen.

Eva und Marie, diese Egerianaturen, die am liebsten in dem heiligen Hain verborgen leben möchten, aus dem sie ihre Eingebungen den Lauschenden in die Ohren flüstern, haben Vertrauen auf sich selbst oder auf die Stimme in der Tiefe ihres Gewissens im Umgang mit der Gottheit gelernt.

Auf jedem Platz, in jedem Beruf auf Erden kann das Weib eine Heldin des Gewissens sein. Das kann, das muß jedes christliche Weib wissen, und zwar in froherem Bewußtsein, als die Heldin des Alterthums. Aber diese kann in ihr den schlummernden Gedanken an ihre Pflicht und an ihr Vorzugsrecht wecken.

Im Mai desselben Jahres schreibt Hertha:

Wir werden jetzt Sprachübungen im Französischen und Englischen vornehmen, wobei der innere Zweck die Betrachtung des christlich weiblichen Bewußtseins im Verhältniß zu einer gewissen gegebenen Aufgabe, die in der bürgerlichen Gesellschaft durch eigenthümliche Befähigung oder Berufung erwächst, sein soll. Biographien edler und ausgezeichneter Frauen, theils aus dem öffentlichen, theils aus dem Privatleben, sollen uns auch hier als Text für unsere Betrachtungen dienen. Das Bewußtsein des Gedankens soll lebendige Anschauung und lebendiger Wille werden. Biographische Skizzen sind hiezu ganz vortrefflich.

Hierauf sollen Unterhaltungen über die Staatslehre folgen. Die Idee des Staates, sein Verhältniß zur Familie, zur Gemeinde, zur Kunst, zur Wissenschaft, zur Industrie, zu allen Zweigen oder Sphären, worin er seinen Inhalt verwirklicht, und endlich

zur Religion als zu der Sonne, in deren Licht und Leben alle Naturgaben zu Gnadengeschenken verherrlicht werden, und der Staat zu einem Reich Gottes.

Ein Blick auf die menschliche Arbeit im Großen und im Kleinen. Jeder Mensch ein Arbeiter. Stellung des Arbeiters im Verhältniß zu seiner Arbeit und zur Idee des Staates in seiner höchsten Bedeutung.

Antheil des Weibes an der menschlichen Arbeit in jeder Sphäre des Lebens auf Grund ihrer weiblichen Natur. Besonderer Beruf als Mutter, Erzieherin, Heilkünstlerin (Hygiea). Ihr allgemein sich kundgebender Einfluß. Ohne Egeria kein Numa.

Das schwedische Weib einst und jetzt. Schwedische Weiber in der Geschichte des Vaterlandes. Die Zukunft des schwedischen Weibes. Ihr Einfluß auf die Zukunft Schwedens.

Das Vaterland; die Vaterlandsliebe; die ächte und die unächte.

Die Unterhaltungen über den Staat werden uns zu der Betrachtung seines innersten Lebens und seiner leitenden Macht, zur Religion führen. Allgemeine Religionsgeschichte. Verhältniß der sogenannten natürlichen Religion und der vorchristlichen, vorbereitenden Religionen zum Menschenherzen und zur Vernunft, sowie zur geoffenbarten Religion. Christliche Religionslehre. Biographien vorchristlicher Religionsstifter. Geschichte Jesu Christi. Gott in Christo.

Die Befreiungsarbeit des Christenthums in der Seele und in der Welt.

Die Naturlehre in ihren wesentlichen Theilen und

in ihrem tiefen Verhältniß zum Menschenleben soll besonders behandelt und Gegenstand der Sonntagsbesprechungen werden, wenn Yngve nach Hause kommt und mir als Lehrer im wissenschaftlichen Theil helfen kann.

Ueber den Antheil des Weibes als Priesterin der Natur, als Iduna des häuslichen Lebens will ich selbst sprechen.

Kann nicht die ganze Welt der Häuslichkeit durch die Vermählung der Seele mit der Idee verschönt und veredelt, kann nicht selbst das Geringste dadurch geadelt werden? Kann nicht z. B. auch die Kinderstube ein Tempel der kindlichen Seele werden, statt wie jetzt bloß eine Schlaf- und Rumpelkammer zu sein?

Alles muß im Verhältniß zu seinem höchsten Ziele betrachtet werden. Erst dann erhält es seine rechte Bedeutung.

2. Juli.

Der Umgang mit diesen jungen Seelen ist ein erfrischender Frühlingswind für die meinige. Es ist schön zu sehen, wie es in ihnen tagt, und ihre Lichtbringerin zu sein. Könnte ich sie auch in der Sonntagsschule mit edeln und schönen Gegenständen umgeben, so würde ihre höhere Entwicklung dadurch mächtig gefördert werden. Ich möchte den Orangeriesaal zu einer Art von Tempel einrichten, zu einem Gemach, wie ich es in meinen wachen Träumen gesehen habe. Eine schöne Statue der nordischen Jugendgöttin sehe ich da in seiner Mitte, umgeben von blühenden Rosenlorbeeren und andern lebendigen Pflanzen; um sie her Büsten der edelsten He-

ven der Menschheit und ferner Bücher, gute Gemälde, schöne Kunstwerke, welche dazu dienen sollen, den Gedanken an das Hohe, den Sinn für das Schöne zu entwickeln. Wie würden hier die jungen Menschenseelen sich öffnen und ausschlagen, wie in einem freundlichen Sonnenschein! Sie würden den Geber aller guten Gaben besser zu begreifen und zu lieben lernen, sie würden gerne ihr ganzes Leben und alle ihre Gaben seinem Dienste weihen.

Auch der christliche Tempel hat eine Pforte, welche die schöne heißt.

Juli.

Der Sommer ist herrlich in diesem Jahr. Ich führe meine jungen Mädchen in den Wald und auf das Feld hinaus. Das erfrischt Leib und Seele. Wir botanisiren zusammen, und ich spreche mit ihnen über ihr Verhältniß zur Natur, über das Leben der Natur, das Seufzen der Creatur und ihre Verklärung in einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Ich lese mit ihnen unter der großen Esche unsere sinnvollen nordischen Legenden vom Wassernix, von dem Hügelvolk und dergleichen in den schwedischen Sagenbüchern.

Unsere Unterhaltungsstunden sind während dieser schönen Abende im Freien gehalten worden. Da haben wir die nordische Mythologie gelesen und die Wahrheit in ihren Anschauungen und Symbolen betrachtet. Heute Abend tanzten die Mädchen im Grünen, und es war eine Freude zu sehen, wie diese frische, lebensfrohe Jugend die Natur genoß und

verschönte. Alle Erziehungsanstalten für Mädchen sollten auf dem Lande sein.

Ich schreibe Yngve von meinen Schulen und Zukunftsplänen für dieselben. Seine Briefe stärken und ermuntern mich immer, aber sie thun mir auch weh, denn offenbar ist er nicht glücklich, obschon er niemals klagt. O Yngve! Auch ich bin nicht auf Rosen gebettet.

Am Schluß des Jahres steht in dem Tagebuch:

Ich bin schrecklich müde, weil ich mehrere Nächte durch wachen mußte, um für das Examen der Alltagsschülerinnen zu arbeiten, die Jahresrechnungen abzuschließen und dergleichen. Und als Ergebniß wird mir das Bewußtsein zu Theil, daß ich nur wenig oder gar nichts Gründliches zu Stande gebracht und daß ich nach Ausbezahlung der Gehalte und dergleichen nichts übrig habe. Meine Sonntagsschule wird lange auf den schönen Saal warten müssen.

Das Verhältniß zu meinen Schülerinnen fesselt mich immer stärker an das Leben, aber eine geheime Unruhe sitzt an meinem Herzen. Yngve! Yngve! Meine Seele schreit nach Dir. Die Ehe kann ich entbehren, aber nicht Deine Anwesenheit, nicht Deine Theilnahme; es ist mir Bedürfniß Dich zu sehen, für Dein Glück zu sorgen, mein Freund, mein Bruder, mein Gatte vor Gott! Etwas sagt mir, daß Du jetzt meiner bedarfst, daß meine Pflege, meine Liebe Dir vonnöthen sind. Es ist Mitternacht; alles schläft um mich her, aber mein Herz wacht und denkt an Dich, Yngve.

Am Neujahrstag.

Ein Brief von Yngve! Und in dem Brief ein Wechsel. Yngve sagt, er wolle für den Aufenthalt seiner Mutter in meines Vaters Hause bezahlen. Aber so viel, Yngve! So weit mehr, als . . . Doch ich verstehe Dich und Dir gegenüber habe ich keinen Stolz mehr. Ich werde thun, wie Du willst, Yngve, und der Orangeriesaal soll in den Idunasaal verwandelt werden. An den Unterhaltungsstunden daselbst sollen künftig Deinem Wunsche gemäß einige Jünglinge theilnehmen.

Auch von Rudolph habe ich heute einen Brief erhalten, sowie eine kleine Geldsumme; „für die Abgebrannten", schreibt er. Armer Rudolph!

Im Herbst 18 . .

Meine Sonntagsschule fängt an bekannt zu werden, Yngve, und wird jetzt auch von einigen ausgezeichneten Damen und einigen denkenden Männern besucht, die ihr mit Interesse folgen. Das freut mich um meiner jungen Mädchen willen, für die es sehr nützlich ist, den Ansichten und Worten älterer Personen zu lauschen. Doch wird durch die Anwesenheit derselben die Freimüthigkeit der Kinder etwas gestört, und deßhalb gebe ich diese größeren Unterhaltungen nur einmal in der Woche. Ueberdies lockt die Neugierde manche Personen, die keine frischen und lebenspendenden Früchte mitzutheilen haben, in den Idunasaal. Und wie dies nun kommen mag, die jungen Mädchen und ich sind glücklicher, wenn wir uns in den Unterhaltungsstunden allein beisammen befinden. Die schüchterne Eva, meine gedan-

kenreiche stille Maria und die von Leben übersprudelnde Aurora geben sich nur dann vollkommen, wie sie sind. Aurora muß noch Klarheit und Takt zu gewinnen suchen, aber ihr Herz und ihr Kopf sind außerordentlich begabt; sie ist das einzige unter meinen jungen Mädchen, das wirkliches Genie verräth. Die Jünglinge waren im Anfang unsicher und schüchtern, aber jetzt beginnen sie in ein schönes Licht hervorzutreten und scheinen sich hier glücklich zu fühlen. Ich widme ihnen dieselbe mütterliche Zärtlichkeit, wie den Mädchen, und es freut mich, ihr Vertrauen zu mir zu sehen.

Vor einigen Tagen kam der junge Mann zu mir, der einmal in einem Augenblick, wo ich eines Freundes bedurfte, mein Beschützer war. Er wünschte jetzt eine Lehrerstelle an meiner Alltagsschule, und ich war so glücklich, ihm just eine solche bieten zu können. Denn auch diese Schule muß erweitert werden, um immer mehr Zöglinge aufnehmen zu können. Olof E. ist ein edler junger Mann und wird eine Stütze der Alltagsschule, ein willkommener Theilnehmer an den Abendunterhaltungen werden. Bist Du eifersüchtig, Yngve?

Gestern Abend war die Unterhaltung im Idunasaal ungewöhnlich lebhaft, ich könnte sagen glänzend. Es war mein größerer Empfangsabend, und ich gab als Thema die Frage vom rechten Begriff der Freiheit. Die seelenvolle kleine Frau R. hat sich dabei prächtig gezeigt. Sie überraschte mich und belebte Alle durch ihre frische Aufrichtigkeit. Auch Ingeborg Ehrenmann sprach freisinnige und kluge Worte. Die jungen Leutchen sprachen nicht, aber bei einiger

von ihnen sah ich strahlende Blicke. Landrichter Carlsson war auch da und sprach sich eben so klug als edel über Religionsfreiheit aus. Ich hielt die Unterhaltungen absichtlich in den Grenzen der Allgemeinheit und vermied jede Anwendung auf die Verhältnisse unseres Landes. Die Anwendung wird von selbst kommen.

Herthas Tagebuchnotizen in den drei folgenden Jahren zeugen von der zunehmenden Entwicklung ihrer Ideen und Pläne.

Im Frühjahr 18 . . schreibt sie:

Yngve! Könnte ich Dich jetzt in den Idunasaal führen — denn er ist nun fertig — könnte ich Dich das edle, ernste und doch so holdselige Bild unserer nordischen Jugendgöttin sehen lassen, die, umgeben von blühenden Rosenlorbeeren, mit ausgestreckten Armen dasteht und das ganze Menschengeschlecht an ihren belebenden Busen einlädt; um sie her die Büsten edler und weiser Männer, die zwischen ewig grünen Bäumen hervorschauen, Du würdest Dich freuen, Yngve, denn dies ist Dein und mein gemeinschaftliches Werk. Eine schöne Bibliothek — Deine Bücher sind auch darunter — und einige gute Gemälde vollenden die Ausschmückung des Saales. Es ist eine passende Wohnstätte für reine, emporstrebende, junge Seelen. Könnte ich vor allen Dingen Dich, Yngve, unter der jugendlichen Schaar sehen, die sich hier versammelt, könnte ich Dich hören, wie Du zu diesen jungen Herzen sprächest und sie belehrtest, wie Du einst mich belehrtest! Wann wird diese Stunde kommen? Wirst Du mich dann wieder erkennen,

Yngve? Ich habe sehr gealtert und altere mit jedem Tage, den ich in der Alltagsschule zubringe, und mit jeder Nacht, die ich unter Arbeiten für dieselbe durchwache. Gleichwohl sorge ich jetzt für mein Aeußeres mehr, als ich je in meiner Jugend that. Damals war ich zu stolz, um durch mein Aussehen gefallen zu wollen, und ich fühlte mich in meiner Seele zu unglücklich, als daß ich mich um meinen Körper bekümmert hätte. Jetzt schmücke und pflege ich diesen, um meinen Schülerinnen zu gefallen, um auf sie einen Eindruck zu machen, welcher mit den Gegenständen in der Sonntagsschule, im Idunasaal, nicht contrastirt. Auch ich möchte gern einen schönen oder doch einen veredelnden Eindruck auf sie machen, und ich frage darüber meinen Geschmack und meinen Spiegel, sowie im Stillen einen abwesenden Freund; nach der Mode dagegen frage ich nur sehr wenig und bloß insofern, daß ich nicht geradezu gegen sie verstoßen will. Jeder Mensch, der eine bestimmte Individualität und einen ausgesprochenen Charakter in seinem Aeußeren hat, sollte auch so sehr als möglich seine Kleidung in Einklang damit bringen.

Meine jungen Freundinnen schmeicheln mir und nennen mich schön, aber wenn ich zuweilen so scheine, so geschieht dies, weil der Glanz ihrer Blicke, ihrer frischen Seelen, die ihr Sonnenlicht entwickeln, einen Widerschein auf mich wirft.

Es konnte nicht fehlen, daß Herthas Unterhaltungsstunden und sonstige „Possen und Geschichten“, wie Frau Eule sie nannte, mancherlei oft nicht sonderlich günstige Urtheile in Kungsköping und der

Nachbarschaft hervorriefen. Mancher sah mit mißtrauischen Blicken auf die Versammlungen im Idunasaal, fand sie unnöthig, fürchtete neue verwirrende Lehren, wodurch die Jugend zu allzu großen Meinungen von sich selbst, zu übertriebenen Ansprüchen u. s. w. verleitet werde. Aber die enthusiastische Ergebenheit, welche die jungen Leutchen ihrer mütterlichen Lehrerin und Freundin widmeten, führte diese triumphirend durch alle Versuche, ihren Einfluß zu unterdrücken, durch alle Zweifel an der Heilsamkeit ihres Unterrichtes. Und da Väter und Mütter sahen, daß ihre jungen Töchter unter Herthas Leitung nicht bloß Lust und Liebe zum Lernen, sondern auch eine edle und anmuthsvolle Haltung gewannen, so ließen sie die Mädchen bis auf Weiteres zu ihr gehen. Manche Eltern erkannten auch offen und unumwunden Herthas große Verdienste um die Jugend an. Was ihre Schülerinnen selbst betraf, so blickten sie zu ihr auf, als wäre sie ein Wesen höherer Art. Sie stand unter ihnen, wie der fruchtreiche Mutterstamm einer Banane unter der Menge junger Schößlinge, die zu seinen Füßen emporwachsen. Sie redete alle ihre Schülerinnen mit dem Taufnamen und Du an, ihr Verhältniß zu allen war ein inniges und persönliches, ihr energischer aber liebewarmer Blick ruhte mit erziehender Macht auf jeder von ihnen. Gleichwohl war sie niemals weich oder liebkosend, ihre mütterliche Zärtlichkeit war von höherer Art.

Ein junger Mann schrieb über sie:

„Jetzt habe ich die Sibylle gesehen und auch einigen ihrer Unterhaltungen angewohnt. Sie ist

eine christliche Wala, und in ihren Eingebungen regt sich ein liebevolles, für alles Gute und Große schlagendes Herz. Ich gestehe, daß ich nicht ohne Vorurtheile und mehr mit kritischen als lernbegierigen Absichten zu ihr kam, aber sie hat mich besiegt durch den Eindruck, welchen die Stellung ihres Geistes zur höchsten Wahrheit auf mich machte. Die höchste Wahrheit strahlt aus ihrem Auge, aus ihrer einfachen, aber imponirenden Haltung, ihrer Stimme, ihren Geberden, ihrem Schweigen und ihren Worten. Diese Richtung ihrer Seele hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht und eine Liebe zum Wahren und Edeln in mir erweckt, welche mich hinfort durch die Dämmerung oder die Irrlichter der Welt hindurch geleiten soll. Sie muß auf Jeden, der nicht ein geistiger Zwerg oder Maulwurf ist, einen erhebenden Eindruck machen. Sie ist nicht schön, aber doch pittoresk ansprechend in ihrer edlen Haltung, in ihrer einfachen aber würdigen Tracht, und ich könnte mich in sie verlieben, wenn ich — es wagte."

„Du willst etwas über ihr Aeußeres, ihre Kleider ꝛc. wissen," schrieb eine der älteren Schülerinnen Herthas (Eva Taube) an eine Freundin: „Sie trägt gewöhnlich ein schneeweißes Kleid, das ganz ungestärkt ist, aber in reichen Falten um ihre schöne Gestalt fällt; auf den Schultern hat sie eine schwarze Mantille, im Winter von Sammt, im Sommer von Tüll; ein kleiner weißer Spitzenkragen zieht sich darüber um ihren Hals. Ihr üppiges goldfarbiges Haar, das von Natur in weichen Locken herabfällt, ist von den Schläfen zurückgestrichen, so daß man

daselbst das ätherische Geäste ihrer Adern sieht, und das herrliche Gesicht mit den wunderbaren strahlenden Augen frei und klar sich zeigt. Einfach geflochten fällt das Haar nach dem Nacken hinab, wie wir es bei antiken Büsten sehen. Sie trägt keine Ringe oder Armbänder, — ihre Hände und Arme bedürfen keiner Zierrath — und auch sonst keinen Schmuck, nicht einmal eine Blume. Aber oft bricht sie von den Blumen im Saale ab und schmückt damit unsere Häupter, denn sie liebt es, uns unserem Alter gemäß hübsch und geschmackvoll gekleidet zu sehen; dagegen sieht sie es ungern, wenn wir glänzenden Schmuck oder Farben tragen, die nicht zusammen passen, und Fehler gegen die Ordnung und den guten Geschmack läßt sie niemals ungerügt. Sie verlangt, daß der äußere Mensch die Harmonie der Seele aussprechen solle, will aber nicht, wie die alten Bonnen, daß jede aussehe, wie alle andern, sondern jede Einzelne soll ihre Individualität beibehalten, aber in einem edeln Sinn, so wie Gott es gewollt hat. Und ich gestehe, daß ich mir mehr Mühe gebe, ihr auch äußerlich zu gefallen, als ich mir je Mühe gegeben habe, einem Manne zu gefallen. Sie selbst zieht uns durch ihr ganzes Wesen zum Edeln und Schönen hin, so daß sie nicht vieler Worte bedarf, um das Verlangen darnach bei uns zu erwecken. Dieses kommt gleichsam von selbst mit ihr in den Idunasaal. Sie sieht so stattlich und, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, so hochgeboren aus, daß man sich im Anfang ganz klein vor ihr fühlt und gleichsam zusammenschrumpft; aber wenn sie zu sprechen und uns anzusehen beginnt, da hat sie etwas

so Holdseliges und Mütterliches, daß man davon auflebt, und daß es uns Allen zu Muthe ist, als ob wir geistig wüchsen; und das thut man auch wirklich, wenigstens in der Sehnsucht nach dem Guten und Wahren, im Wunsch es zu erreichen. Es gibt Augenblicke, wo mich ein Verlangen überkommt, zu ihren Füßen zu liegen, mein Haupt in ihren Schooß zu legen und ihr meine ganze Seele zu erschließen, damit sie dieselbe erleuchte und emporhebe.

„Das Leben und seine Zwecke erscheinen in dem Lichte, womit sie dieselben beleuchtet, so groß, und dennoch erhält auch das Geringste in Gaben, Anlagen und Handlungen Bedeutung und Werth in diesem Licht. Das ganze Leben wird uns klar in ihrem Blick. Viele halten sie für streng, aber ich und alle meine jungen Freundinnen kennen ihre Herzensgüte gar wohl. Für Viele von uns ist sie mehr als eine Mutter, sie sorgt für unsern Körper, wie für unsere Seelen, für unsere Gesundheit, unsere Zukunft, unser Glück. Ihre Schwestern beten sie beinahe an."

So die jungen Mädchen. Wir haben bereits einigermaßen gesehen, wie es in Herthas eigener Seele aussah, während sie so schön entwickelnd auf Andere wirkte. Unglücklich war sie nicht, aber glücklich — nein.

Sie hatte eine höchst anstrengende und sie selbst keineswegs befriedigende Arbeit in der Alltagsschule und dabei beständige Kämpfe mit den kleinen Kümmernissen des Alltagslebens, oft auch mit dem Unverstand oder Mißverständnissen der Eltern. Innerlich kämpfte sie nicht immer siegreich mit der Bitter-

keit, welche die Unbilligkeit und zunehmende Kargheit ihres Vaters in ihr erregte; am meisten jedoch litt sie durch ihre unaussprechliche Zärtlichkeit für Yngve und ihre Unruhe um ihn, da seine Briefe immer mehr sein schmerzliches Verlangen nach ihr und der Heimath verriethen, und da sie immer deutlicher zwischen den Zeilen zu lesen meinte, daß er nicht gesund sei. Er schrieb seltener, und so liebevoll und gedankenreich auch seine Briefe waren, so that sich dennoch manchmal eine tiefe Niedergeschlagenheit darin kund.

Die beiden Liebenden hatten bei ihrer Trennung verabredet, daß Hertha, sobald in ihrem Hause Etwas eintreffen sollte, was ihnen freundlichere Aussichten für ihre Zukunft böte, ihren Freund sogleich davon unterrichten, und daß Yngve dann unverzüglich zurückkehren solle. Aber ein Jahr ums andere war verstrichen, und es war keine Veränderung eingetroffen, welche Hertha gestattet hätte, Yngve zurückzurufen.

Sieben Jahre waren vergangen seit dem Tag, wo sie einander Treue bis in den Tod gelobt und sich dann trennen gemußt. Und Hertha war jetzt nicht mehr jung. Da kam wieder ein solcher Brief von Yngve, bei dessen Durchlesung Hertha, obschon keine Klage darin stand, unwillkürlich die Hand an ihre Brust drückte, als ob sie ein erstickendes Wehe darin fühlte, während die sorgenvollen, in die Ferne blickenden Augen sich langsam mit Thränen füllten. Darauf setzte sie sich nieder und schrieb:

„Yngve, komm heim! Komm heim, geliebter Freund! Ich ertrage es nicht länger, von Dir ge-

trennt zu sein, Dich leiden zu sehen und dabei selbst Gefühle zu empfinden, die Gewissensqualen gleichen. Denn ich sehe es, Yngve, obschon Du es nicht sagst, Du bist krank an Leib und Seele. Ach! kehre zurück und laß mich noch einmal Deine Pflegerin werden; ich werde zu diesem Zweck aufs Neue jung werden, und Gott wird noch einmal segnen, was Du meine Heilkraft nanntest. Ich habe Dir nichts Neues aus meinem väterlichen Hause zu melden; alles ist unverändert, was meinen Vater betrifft; vielleicht erscheint die Zukunft sogar noch finsterer und hoffnungsloser, denn seine Gemüthsart ist seit einiger Zeit noch weit herber und düsterer geworden, aber dennoch, dennoch sage ich: Yngve, Yngve, komm nach Hause! Eine Ahnung, eine mir unerklärliche, zitternde, aber liebliche Ahnung sagt mir, daß wir bald, bald vereint sein werden, um uns nicht mehr zu trennen. Dieses Leben ist kurz und — komm zurück, Geliebter! Deine Mutter bittet darum mit Deiner Hertha."

Auf diesen Ruf antwortete Yngve damit, daß er die Zeit seiner Rückkehr bestimmte. Den Tag konnte er erst festsetzen, wenn er nach Schweden kam. In einem Monat konnte er da sein. Von dem Augenblick an, wo Hertha mit Gewißheit der nahen Wiederkehr Yngves entgegensah, kam ein stiller Friede, eine stille Freude in ihre Seele. Während des Frühlingslebens, welches der Gedanke daran in ihr erzeugte, erblühte sie gleichsam zu neuer Jugend; die schöne Gestalt, die sich zu beugen und abzufallen begonnen hatte, schien ihre Elasticität wieder zu gewinnen; alles um sie her schien freundlicher zu wer-

den, selbst die Gemüthsart ihres Vaters, der, da seine Tochter kein Geld mehr von ihm verlangte, sondern den Haushalt beinahe gänzlich aus ihren eigenen Mitteln bestritt, sich nicht mehr um ihre sonstige Thätigkeit bekümmerte.

Yngves treffliche Mutter, deren zunehmende Schwäche deutlich bewies, daß sie nicht mehr lange auf Erden zu weilen hatte, lebte in dem Gedanken an die Wiederkehr des geliebten Sohnes von Neuem auf, und hatte nur noch den einzigen Wunsch, seine Vereinigung mit der Tochter ihres Herzens zu erleben.

Während Herthas häusliches Leben diesen heitern Anblick gewährte, während sie selbst mit klopfendem Herzen Yngve zurückerwartete, und mit Hilfe ihrer jungen Schwestern das Haus aufs Schönste und Angenehmste für ihn einrichtete, wollen wir uns eine Weile Ruhe gönnen, um bei alten Bekannten und Freunden in Kungsköping einzusprechen und zu sehen, welche Veränderungen diese sieben Jahre für sie mitgebracht haben. Wir gehen also mit Erlaubniß des Lesers bis in die Zeit zurück, wo wir unsere kurzen Besuche in Kungsköping abstatteten. Der Leser dürfte sich erinnern, daß wir damals Ingeborg Eule und Doctor Ehrenmann beisammen trafen, und daß der garstige Doctor dem Mädchen eine schlaflose Nacht bereitete, weil sie sich über die Frage, die er an sie richten zu wollen versprochen hatte, den Kopf zerbrach. Da wir für Ingeborg Eule eine ganz besondere Freundschaft haben, so begeben wir uns, um unsere neugierigen Forschungen in Kungsköping zu beginnen, zuerst zu ihr.

Besprechung unter einem Regenschirm.

Frage nach einem Kameel.

Nach der Abendunterhaltung, welche wir früher bei unsern kurzen Besuchen mitgetheilt, blieb Doctor Ehrenmann mehrere Tage aus Ingeborgs Hause weg. Sie begann zu glauben, daß er sie und die Frage, die er an sie richten wollte, gänzlich vergessen habe, und das machte ihr mehr Kummer, als sie sich selbst gestehen wollte. Sie war deßhalb froh, daß sie ihre unruhigen Gefühle durch eine frische Thätigkeit zerstreuen konnte. Diese fand sie täglich in einer sogenannten Kinderkrippe, welche der Doctor unmittelbar nach dem Brand eingerichtet und unter ihre Aufsicht gestellt hatte. Dahin ging Ingeborg täglich, während ihre Mutter seufzte über all diese neumodischen Possen, wodurch „die Fräulein sich zu Mägden herabgeben und gute Parthieen in der vornehmeren Welt verhindert werden mußten."

Eines Tages ging Ingeborg nach ihrer Kinderkrippe, ohne zu beachten, daß der Himmel drohend und trübe aussah, und ohne einen Schirm mitzunehmen.

Als sie in das Kinderhaus kam, begann es zu regnen und zu schneien. Ingeborg ließ ein Feuer anzünden und die Kinder sich um dasselbe setzen. Sie selbst nahm einen kleinen weinenden Jungen, der wahrscheinlich nach der Mutterbrust verlangte, in ihre Arme und ging im Zimmer auf und ab, indem

sie das Kind sanft schaukelte, das sich an diesem warmen Plätzchen bald zufrieden gab.

Das Feuer flammte und prasselte lustig, die kleinen Kinder plauderten und spielten munter im Scheine desselben. Gewiegt auf Ingeborgs Armen, schlief der kleine Junge ein, sein Köpfchen ruhig an ihre Brust gelehnt. Das Behagen dieses Augenblicks kam über Ingeborgs Herz. Sie fühlte mit Freuden, was ihr helfen würde, alle seine Unruhe zu überwinden; sie dankte Gott im Stillen und drückte ihre kleine Last inniger an sich. „Kinderlos und doch Mutter," flüsterte sie zu sich selbst, und während einige Thränen, die nichts Schmerzliches hatten, über das schlafende Kind herabfielen, begann sie leise einige Worte zu singen, die ihr vom Gefühl dieser Stunde eingegeben wurden.

Auch ohne Gatten, ohne Kinder
Kann ich doch Mutter sein,
Der Kinderfreund im Himmel gibt
Mir die verlass'nen Kinderlein.

So sang Ingeborg leise, warf aber von Zeit zu Zeit einen fragenden Blick nach dem Fenster, an welches der herabströmende Regen anschlug, und dachte daran, daß sie keinen Schirm mitgenommen habe und daß ihre Mutter sie demnächst zum Mittagessen erwarte. Aber ihre Unruhe sollte bald aufhören, denn auf einmal sah sie Doctor Ehrenmann mit einem großen Schirm herankommen, und auf einmal stand er damit im Zimmer. Die Kinder erhoben ein Jubelgeschrei, sprangen herbei und klammerten sich an seine Kniee. Der Doctor grüßte In-

geborg freundlich, stellte den Schirm in eine Ecke und setzte sich selbst vor das Feuer, während er mit sichtbarem Vergnügen die Kinder auf seine Kniee, Arme, Schultern klettern und allerlei Bewegungen ausführen ließ. Ingeborg sah er nicht weiter an und sprach auch nicht mit ihr. Aber als sie, nachdem sie den kleinen Jungen sachte auf sein Bett gelegt und mit der Kinderwärterin gesprochen hatte, sich zum Heimgehen anschickte, da schüttelte der Doctor unter freundlichen Schlägen nach rechts und links die Kinder von sich ab und ließ sie sich durcheinander tummeln, indem er aufstand. Er nahm seinen großen Schirm und folgte Ingeborg, ohne ein Wort zu sagen.

Und so gingen sie nun beide im strömenden Regen und der Doctor hielt seinen Schirm über Ingeborg.

„Ich fürchte, daß Sie meinetwegen naß werden, Doctor Ehrenmann,“ sagte Ingeborg mit einem unruhigen Blick auf die linke, dem Regen bloßgestellte Schulter des Doctors.

Der Doctor antwortete nicht, sondern hielt den Schirm wie zuvor, und Ingeborg ahnte mit klopfendem Herzen, daß er sich anschickte, mit der bewußten Frage herauszurücken. Endlich ergriff er das Wort und sagte:

„Ich habe eine Frage an Sie zu richten, Fräulein Ingeborg, aber werden Sie dieselbe auch aufrichtig beantworten?“

„Ja, ganz gewiß, wenn ich kann,“ antwortete Ingeborg mit einer Unruhe, die man ihrer Stimme anmerkte.

„Nun wohl," fuhr der Doctor in ernstem Tone fort, „so sagen Sie mir, ist es wahr, daß Sie mit Ihren jungen Freundinnen über mich gelacht und gespottet haben?"

Nach einigem Zögern antwortete Ingeborg:

„Ja, es ist wahr . . . aber . . . das geschah schon vor mehreren Jahren."

„Ist es wahr," fuhr der Doctor fort, „daß Sie mich ein Dromedar oder ein Kameel genannt haben? Ich erinnere mich nicht mehr genau, welche der beiden Bestien es war."

„Ja, es ist wahr," antwortete Ingeborg wieder mit flammenden Wangen und Thränen in den Augen. „Aber Doctor Ehrenmann, dies geschah nicht aus Bosheit, sondern in gedankenloser, mädchenhafter Heiterkeit, hervorgerufen durch etwas Ungewöhnliches, das Sie bei Ihrem ersten Auftreten hier in Ihrem Wesen und Benehmen hatten. Wenn Sie wüßten, wie oft ich mich seitdem über das dumme Geschwätz geschämt habe, das junge Mädchen so oft bloß führen, um schnell ein Gelächter zu erregen oder etwas zu sagen, was sie für lustig halten; wenn Sie wüßten, wie tief ich es bereut habe, so würden Sie mir's verzeihen und darum nichts Böses von mir denken, mich nicht für undankbar halten, denn damals kannte ich Sie noch nicht. Seither . . ."

Ingeborg vollendete nicht, denn sie vermochte ihre Thränen nicht zurückzuhalten.

„Ich denke nichts Böses von Ihnen," sagte Doctor Ehrenmann mit weicher Stimme; „es scheint mir ganz natürlich, daß ein schönes, gefeiertes, junges

Mädchen eine so grob angelegte Figur, wie ich bin, lächerlich findet, und . . ."

„Ach," fiel Ingeborg eifrig ein, „ich war damals ein gedankenloses, kindisches Mädchen, das die Menschen nicht beurtheilen konnte, und nicht begriff . . ."

Wiederum wollten die Worte der armen Ingeborg nicht über die Lippen kommen.

„Ich glaube Ihnen," sagte der Doctor, „und jetzt haben Sie sich wohl geändert und urtheilen anders?"

„Ja, ganz anders!"

Ingeborg konnte vor Thränen nicht sprechen.

„Ich glaube Ihnen," sagte der Doctor wieder, „und danke Ihnen für die Aufrichtigkeit, womit Sie meine Fragen beantwortet haben. Und jetzt sind wir an Ihrem Hause, Sie werden sich wohl jetzt vorbereiten und Toilette machen, um zu dem großen Verlobungsfest in *** zu fahren?"

„Nein, wir fahren nicht hin. Meine Mutter hat mir erlaubt, daheim zu bleiben."

„Sie sind also heute Abend zu Hause?"

„Ja."

„Empfangen Sie Jemand?"

„Wenn ein Freund kommen will, ist er willkommen."

„Betrachten Sie mich als einen Freund?"

„Ja als einen der besten, besonders seit Sie diese Frage an mich gethan haben."

„So? Nun aber, wenn ich jetzt noch eine Frage, eine ganz andere Frage an Sie zu richten hätte? — Aber diese will ich auf den Abend aufsparen."

„Und Sie sind mir nicht mehr böse? Sie halten mich nicht mehr für eines jener feinen und falschen, seelenlosen und unwürdigen Geschöpfe?"

„Das werde ich Ihnen heute Abend sagen," antwortete der Doctor und verließ Ingeborg mit einem Blick, der weder lange nachgetragenen Unmuth noch Zorn verrieth.

Eine andere Frage.

Am Abend, just demselben Abend, wo der große Ball gehalten wurde, zu welchem Ingeborg und ihre Mutter geladen waren, saß Frau Eule in ihrem schön möblirten Stübchen, schaukelte sich mit ihrer Schnupftabaksdose in der Hand in einem Lehnstuhl und sah mit äußerst grämlicher Miene ihre Tochter an, die an einem Nähtischchen beschäftigt war, grobe Handtücher zu säumen. Diese grobe Arbeit contrastirte mit der weißen, feinen Hand, die unter den schnellen Bewegungen der Nadel darüber hinflog, wie auch mit der eleganten Nähterin und dem Zimmer, wo sie saß, denn es war ein zierlich möblirtes Zimmer mit allerlei unnöthigen kleinen Luxusartikeln, und die beinahe allzu warme Temperatur war höchst angenehm mit Eau de Portugal durchduftet, das Frau Eule in einem Riechfläschchen neben sich stehen hatte. Frau Eule saß da und sah ihre Tochter an, seufzte und schnupfte und dachte an unsere verkehrten Zeiten, wo die Fräulein sich zu Dienstmädchen herabgeben und grobe Handtücher säumen, statt allerlei niedliche Sächelchen zu sticken oder zu nähen;

Zeiten, die Schuld daran waren, daß Ingeborg jetzt mit rothen Augen dasaß und gar nichts gleich sah, statt, wie andere Fräulein in der Stadt, in elegantem Ballcostüm im großen Tanzsaal zu *** glänzen. Frau Eule seufzte tief und sah Ingeborg an und dachte: „Sie wird niemals eine gute Parthie machen. Es ist vorbei mit ihr."

Just in diesem Augenblick klingelte es unten.

„Wer mag es sein?" sagte Frau Eule bekümmert; „gewiß wieder ein Bettler."

Aber es war Doctor Ehrenmann, eine derjenigen Personen, welche Frau Eule in dieser Welt am liebsten sah. Er pflegte sie sonst um diese Tageszeit nicht zu besuchen. Als sie ihre Verwunderung und Freude darüber ausdrückte, sagte der Doctor:

„Ich fand es so langweilig, heute Abend allein zu Hause zu sitzen, und deßhalb beschloß ich hieher zu gehen und zu sehen, ob ich hier mein Abendbrod bekommen könnte. Wenn Sie mich aber behalten wollen, so müssen Sie mir Pfannkuchen backen lassen."

Es gibt Leute, die stets willkommen sind, und wenn man der Frau Eule ein großes Geschenk gemacht hätte, so würde sie sich darüber kaum so sehr gefreut haben, als über dieses Verlangen des Doctors, denn Frau Eule hatte im Grund das Herz einer guten schwedischen Hausmutter, und für dieses gibt es keine größere Freude, als einen Freund bewirthen zu dürfen. Sie stand daher mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit auf, um das Abendessen zu bestellen und Pfannkuchen backen zu lassen.

Doctor Ehrenmann setzte sich Ingeborg gegenüber

bat um Erlaubniß, ihre Nähterei halten zu dürfen, und sagte mit einer Stimme, die eine heftige Erregung verrieth:

„Sie haben heute früh meine Frage so ehrlich beantwortet, Fräulein Ingeborg, daß ich dadurch den Muth erhalten habe, mit einer andern herauszurücken, die Ihnen freilich dummdreist genug erscheinen wird; aber wie es auch sein mag, so bin ich überzeugt, daß Sie mir ehrlich und aufrichtig antworten werden."

Ingeborg getraute sich nicht zu antworten oder aufzuschauen. Da jedoch der Doctor eine Antwort zu erwarten schien, so sagte sie:

„Nun wohl, die Frage?"

„Könnten Sie mich lieb haben?"

Ingeborg ließ ihre Nähterei fallen und sah den Doctor mit ihren hellen, ehrlichen Augen an, indem sie antwortete:

„Ja, das kann ich."

„Könnten Sie mich auch als Ihren Gatten lieben?"

„Ja," antwortete Ingeborg wie zuvor.

„Ist's möglich? . . . ist es wirklich möglich?" rief der Doctor erstaunt und gerührt, „aber ich muß es glauben, da Sie — nein, zum Teufel, ich sage jetzt Du, ich will immer Du sagen — da Du es mir sagst und mich mit diesen ehrlichen Augen ansiehst. Ach! meine gottgesegnete, süße Ingeborg, ich möchte Dir sagen können, wie glücklich mich das macht, aber ich kann es nicht, hol' mich der Teufel, ich kann es nicht."

Und der Doctor ergriff Ingeborgs Hand, drückte

sie an seine Lippen, an seine nassen Augen, und hielt sie in seinen beiden großen Händen, indem er fortfuhr:

„Siehst Du, Kind, es ist eine wunderliche Sache, aber es geht nun einmal so wunderlich zu in der Welt, daß ein so grob zugeschnittener Lümmel wie ich immer seine Lust an feinen Frauenzimmern hatte, daß ich mich in ihrer Gesellschaft wohl befand, und daß ihr zierliches Wesen mir Freude machte, obschon ich, wenn ich die Sache beim Licht betrachte, keine Prise Tabak dafür geben möchte. Aber das ist nun einmal meine Schwachheit gewesen, und wenn ich an eine Gattin dachte, so suchte ich nach einem Mädchen, das fein wäre, wie eine ächte Goldperle, aber dabei ächt menschlich im Herzen und in ihrem Thun, nach einem Mädchen, das sich sowohl mit den groben, als mit den feinen Dingen im Leben befassen könnte. Schon vor vielen Jahren war ich in eine solche Goldperle verliebt, ich liebte sie beinahe abgöttisch. Sie ließ sich von mir anbeten, verspottete mich aber hinter meinem Rücken mit einem andern Pousseur, der ebenso fein und falsch war, wie sie selbst. Als ich dahinter kam, wurde ich zuerst krank, dann zornig, dann bitter und mißtrauisch gegen feine Frauenzimmer; ich hielt sie alle zusammen für falsch und behandelte sie wie ein Feind, außer wenn ich ihr Arzt wurde. Und als ich mich vor wohl fünfzehn Jahren in Sie verliebte, Fräulein Ingeborg, da rächte ich mich an Ihnen und an meiner Schwachheit, indem ich Sie fortwährend tadelte und auf Sie stichelte, bis Sie Ihre Augenkrankheit bekamen. Damals sah ich in der Tiefe dieser Augen Etwas, was

mich rührte und weich stimmte; ich meinte darin einen Engel mit gebundenen Flügeln zu sehen, der mit himmlischer Klarheit aus den Nebeln emporblickte, die sein Angesicht zu umhüllen suchten. Aber ich glaubte dem Schein nicht, ich glaubte meinem Gefühl nicht, bis die Würdigkeit Ihres Lebens mich überzeugte, daß Sie das Weib sind, das ich gesucht habe — fein wie eine ächte Perle, und gleichwohl wahrhaft menschlich im Herzen und im Handeln, ein Engel von Güte, ein edles, wahrhaftiges Weib, und wenn ich mich jetzt noch über etwas wundere, so ist es der Umstand, daß ich wirklich ein solches Weib gefunden habe, und daß ein solches Weib mich wirklich lieben kann."

„O Doctor Ehrenmann!"

„Nenne mich David und Du, oder ich gehe meines Weges."

„Wenn Du wüßtest," begann Ingeborg unter stillen Thränen wieder, „wie weit wunderbarer es mir erscheint, daß Du mich lieben kannst, nachdem ich so eitel, so fehlerhaft gewesen, und überdies auch jetzt nicht mehr jung bin!"

„Jung genug für mich!" sagte der Doctor, „Du bist zehn Jahre jünger als ich!... Und in meinen Augen bist Du jetzt tausendmal schöner als früher. Uebrigens wird es mir schwer zu begreifen, wie Du mich wirklich lieben kannst."

„Halten Sie mich denn noch immer für ein gedankenloses, oberflächliches Mädchen?" sagte Ingeborg lebhaft; „so lassen Sie mich Ihnen erklären, wie Sie, verzeih, wie Du mich bekehrt hast. Als ich jene schwere Augenkrankheit bekam, die mich blind

zu machen drohte, und Du mein Arzt wurdest, da wurde ich tief gerührt durch Deine Güte und Deine freundliche Sorge um mich; und als Du mir mein Gesicht wieder gabst, da sah ich in Deinen Augen Etwas, was ich nie vergessen werde. Deine Unterhaltung, Dein Beispiel, Dein ganzes Leben wirkte erweckend auf mich und half mir, daß ich mich allmälig aus den Banden befreien konnte, womit Gewohnheit und die mißverstandene Zärtlichkeit meiner guten Mutter mich an die nichtigen Vergnügungen des Lebens gefesselt hatten. Ich liebte diese flüchtigen Vergnügungen nicht und strebte nach etwas Besserem, wußte aber nicht, was es war, bis Du mir den Weg zeigtest. Seitdem bin ich Dir stille in Allem, wo ich konnte, gefolgt, ohne Hoffnung, Dich je zu erreichen oder zu gewinnen, oft unglücklich durch Deine Bitterkeit gegen mein Geschlecht, aber dennoch glücklicher in den neuen Pflichten, die Du mir in einem Leben für Andere übertragen hattest, als je zu der Zeit, wo ich bloß für mich selbst lebte."

„Und Du fürchtest Dich also nicht vor einem arbeitsvollen Leben mit mir und an meiner Hand? Denn ich verberge Dir nicht, daß ich mich als einen der geringen Verwalter des lieben Gottes auf Erden betrachte, und was ich an geistigen oder leiblichen Gütern von ihm empfangen habe, das will ich in seinem Dienst anwenden; ich gebe nicht gerne viel Geld für Schmausereien, feine Weine und solche unnütze Dinge aus, sondern will ein einfaches, genügsames Leben als ein Arbeiter auf Erden führen. Macht Dir das keine Angst, Ingeborg? Du bist nicht daran gewöhnt."

„Ich werde mich bald daran gewöhnen, wenn Du mich für würdig hältst, dieses Leben mit Dir zu theilen.“

„Und Du kannst Dich mir vollkommen anvertrauen? Ich bin manchmal unwirsch und brummig — ich bin manchmal wunderlich und erlaube mir scharfe Worte — wirst Du dann keine Angst vor mir haben?“

„Wenn Du mir Angst machst, so werde ich Dir's sagen.“

„Aber wenn ich böse, wenn ich albern werde?“

„So werde ich Dir das abgewöhnen.“

„Gut gesprochen, Ingeborg! Dank für Dein Versprechen! Deine Offenheit und Milde sollen meine Zuchtmeister werden, ich will mich ihnen unterwerfen. Siehst Du,“ fuhr der Doctor mit einem plötzlichen Anflug von humoristischer Heiterkeit fort, „wenn ein Dromedar oder Kameel seinen Führer auf den Rücken nehmen will, so läßt es sich vor ihm auf die Kniee nieder; sieh so — und dieser setzt sich darauf — sieh so — und nimmt die Zügel in die Hand, und dann richtet sich das Kameel auf und läßt sich von dieser Hand leiten, wenn es auch nur die Hand eines schwachen Weibes ist, und trägt sie durch die Wüste der Welt bis in die Herberge.“

Und so sprechend hatte Doctor Ehrenmann Ingeborg auf seine Schulter gehoben und ging stolz mit ihr im Zimmer umher.

Kein Wunder, wenn Frau Eule, die in diesem Augenblick hereinkam und die wunderliche Posse sah, vor Schrecken beinahe einen Schlag bekam und meinte, der Doctor sei übergeschnappt. Aber als sie Inge-

borgs ruhige und lächelnde Miene betrachtete, da blieb sie mit starren Augen und offenem Mund auf der Thürschwelle stehen, während der Doctor ihr vergnügt zurief:

„Wir halten hier bloß die Probe von einer Posse, die wir unser Leben lang zu spielen verabredet haben. Ich bin eine Art von Dromedar und habe es auf mich genommen, Ingeborg durch die Wüste zu tragen, Ingeborg aber will meine gnädige Leiterin und Herrscherin sein, jedoch unter der Bedingung, daß ihre Mutter uns ihren Segen auf den Weg gibt."

„Laß mich hinabsteigen, mein Dromedar," sagte Ingeborg, „meine Mutter versteht diesen Scherz nicht."

„So wollen wir ihn in Ernst übersetzen," antwortete der Doctor, indem er Ingeborg gehorchte. Sodann wandte er sich an ihre Mutter mit einer so herzlichen Erklärung und Bitte um Ingeborgs Hand und ihren mütterlichen Segen, daß Frau Eule in ihrer Ueberraschung und Rührung weder Zeit, noch Worte fand, um ihre verschiedenen Bedenklichkeiten über die Parthie selbst oder ihr Erstaunen über die Art und Weise, wie sie zu Stande gekommen war, auszusprechen. Frau Eule hatte wirklich niemals an Doctor Ehrenmann als Schwiegersohn gedacht und betrachtete ihn im Grunde ganz und gar nicht als eine Parthie comme il faut. Aber sie hatte zu großen Respect vor ihm und seiner Medicin, um ihn dies merken zu lassen.

„Er ist ja nicht einmal adelig," sagte sie seufzend zu Ingeborg, als sie wieder allein waren.

„Aber er ist ein Ehrenmann und der beste Mensch von der Welt,“ fiel Ingeborg ein, „und Ihre Tochter wird mit ihm glücklich werden.“

„Auch hat er Vermögen. Er besitzt ein eigenes Haus und die Leute in der Stadt werden jedenfalls sagen, Ingeborg mache eine gute Parthie,“ seufzte Frau Eule im Stillen, indem sie sich zu trösten suchte.

Die gute Frau gehörte der alten Welt an und hing fest am alten Styl.

Hochzeiten in Kungsköping.

Was die Kungsköpinger sagten.

Doctor Ehrenmann betrieb das Aufgebot und die Hochzeit so eifrig, daß er einen Monat nach diesem Abend seine theure Ingeborg als Frau in sein Haus führen konnte, und er machte bei dieser Gelegenheit ihrer Mutter so schöne Geschenke, daß sie ihren stillen Seufzer darüber, daß ihr Tochtermann nicht adelig sei, beinahe vergaß. Gleichwohl spielte er ihr gleich am Hochzeitstage einen Spuck, den sie ihm niemals ganz verzieh; denn statt die in Schweden üblichen, nach unserem Dafürhalten nicht sehr passenden, aber in Frau Eule's Familie stets herkömmlichen Hochzeitsformalitäten einzuhalten, und just in dem Augenblicke, wo die Braut auf eine mystische Weise aus der kleinen Gesellschaft verschwinden sollte und Frau Eule ihr bereits geheimnißvolle Winke deßhalb gegeben hatte, ließ sich's der Doctor einfallen,

die Rolle eines Dromedars zu spielen, nahm seine Braut auf seine Schulter und trug sie vor Aller Augen fort. Ingeborg's freundliche Trostworte: „Wir kommen bald wieder, Mama," verfingen ganz und gar nicht bei der alten Frau, als sie sah, wie der Doctor seine Braut in einen bedeckten Wagen setzte und in einen Mantel hüllte, worauf er selbst einstieg und der Wagen schnell mit ihnen davon rollte, — kein Mensch wußte wohin.

Frau Eule würde sich über diese Art von Entführung schrecklich gegrämt haben, wenn nicht Mimi Schwanberg, die bei der Hochzeit war und zum Complott gehörte, sie mit der Versicherung getröstet hätte, daß diese Art und Weise vollkommen modern, in England und Amerika allgemein gebräuchlich sei und gewiß auch hier zu Land bald eingeführt werde. Mimi lachte so herzlich über die ganze Geschichte und erzählte so heiter die Geschichte Plutos und Proserpinas, daß Frau Eule wirklich zu glauben anfing, die Sache sei am Ende doch nicht so gefährlich; sie lächelte sogar ein wenig zu Mimis Scherzen und versprach zuletzt, zu Allem, was die Leute in Kungsköping sagen würden, gute Miene zu machen.

Die Kungsköpinger waren ganz und gar nicht zufrieden mit dieser Hochzeit, welche so stille und geräuschlos vor sich ging, daß man kaum etwas davon erfuhr, bis sie vorüber und der Doctor mit seiner Frau abgereist war. Als vollends die Neuvermählten nach Verlauf einiger Wochen in die Stadt zurückkamen, aber, statt Besuche zu machen oder einen größern Schmaus zu geben, worauf die Kungsköpinger sich bereits gespitzt hielten, in aller Ruhe und

Stille fortfuhren, sich weit mehr mit den Armen und Kranken der Stadt, als mit der wohlhabenden Bevölkerung zu beschäftigen, da begannen die Kungsköpinger zu murren und allerlei von Geiz und Mangel an Lebensart zu munkeln, ja, man sagte sogar, der Doctor sei ein Tyrann gegen seine Frau, sie würde sehr gerne Besuche annehmen, aber sie wage es nicht; kurz, die Kungsköpinger, mit ihrem Corsaren Frau Hahnekamm an der Spitze, würden die allerwunderlichsten Gerüchte über das neue Ehepaar, das sich gar nicht wie andere Leute aufführte, in Umlauf gesetzt haben, wenn sie es nicht über einer andern Hochzeit vergessen hätten, welche der Ehre Kungsköpings und der Würde seiner Bewohner weit mehr entsprach. Es war dies Adelgunde Jönssons Hochzeit mit dem Lieutenant Krongranat. Frau Jönsson, die jetzt volles Recht erhielt, ihre Tochter eine kleine Gnädige zu nennen, sparte nichts, um die Hochzeit des neuen Ranges ihrer Tochter und des Ansehens ihrer eigenen Familie würdig zu machen.

Lange vor und lange nach der Hochzeit sprachen die Kungsköpinger mit Bewunderung von dem Reichthum und dem soliden Luxus, der bei dieser Gelegenheit entwickelt wurde. Man hatte nie zuvor in Kungsköping so viel kostbares Silbergeschirr und so viele Gerichte, so fette Kalbs- und Gänsebraten gesehen, und selten hatte man unter Hochzeitgästen eine größere Anzahl von fetten, blühenden, allem Aussehen nach wohlhäbigen und wohlerhaltenen Personen erblickt. Die Königin des Festes, Frau Jönsson, glänzte wie eine Sonne von Wärme und Freude, und Adelgunde in ihrem prächtigen seidenen Spitzen-

kleid war so weiß, so fett und vergnügt, wie ihre zärtliche Mutter es nur wünschen konnte, und wurde höchlich bewundert von allem Volk, das von Nah und Fern herbeiströmte, um die Braut zu sehen.

Der Hochzeitsschmaus währte fünf Stunden, es wurden Gesundheiten ausgebracht und Verse von einem Kungsköpinger Dichter vorgelesen, sehr schöne Verse, hieß es, doch haben wir von ihnen nur die zwei Zeilen gehört:

Er ist so zärtlich, sie so reif,
Und Beide voll von Liebe.

Lange nach der Hochzeit wußten sämmtliche Kaffeegesellschaften der Stadt von nichts Anderem zu sprechen, als von all den neuen Kleidern, Möbeln, Schmucksachen u. s. w. der neuen gnädigen Frau; auch wurden sämmtliche Gerichte des Hochzeitsmahles von den Zungen der Stadt aufgewärmt und mit allerlei Variationen und Anmerkungen von Neuem aufgetragen. Selten hat eine Hochzeit mehr von sich reden gemacht. Frau Hahnekamm allein schüttelte ihr Haupt darüber und sagte, was zu viel sei, sei zu viel, sie finde es durchaus unpassend, von einer Hochzeit so großes Wesen zu machen, bei welcher die Braut, die neue gnädige Frau, in Wirklichkeit doch weiter nichts als eine Höckerstochter sei.

Aber als diese Aeußerung in der Familie Jönsson bekannt wurde, da bekam Frau Hahnekamm nie mehr wie sonst von Frau Jönsson eine fette Gans zu Martini.

Die Kungsköpinger bekamen bald noch von an-

dern Bräuten und Hochzeiten zu sprechen, und das Eine und Andere in der Stadt begann zu argwöhnen, daß die große Feuersbrunst, die einen so bedeutenden Theil der Stadt in Flammen aufgehen gemacht, auch in den Herzen der Jugend Feuer entzündet habe, denn man hatte seit Menschengedenken in Kungsköping nicht so viele Hochzeiten gehabt, wie in den ersten Jahren nach dem großen Brand.

Viele, unter ihnen auch Frau Hahnekamm, schrieben diese Heirathslust zum großen Theil dem Geschwisterbund und den Bekanntschaften zu, welche die dadurch veranlaßten gemeinschaftlichen Arbeiten, so wie der nähere Anschluß unter den Familien herbeigeführt. Und vielleicht hatte man darin nicht so ganz Unrecht.

Im gewöhnlichen Leben treffen sich junge Leute beiderlei Geschlechts meistens nur in Gesellschaftskreisen oder auf Bällen, wo sie von einander bloß das Oberflächlichste, was bei vielen nicht gerade ihr Bestes ist, sehen und kennen lernen. Der Markt der Eitelkeit ist ihr hauptsächlichster Sammelplatz. Was Wunder also, wenn sie sich da so selten herzlich und ernst einander nähern? Was Wunder, wenn die Ehen, besonders unter den gebildeten Klassen, immer seltener werden im Verhältniß zu der großen Anzahl der Personen, die sich verheirathen könnten und vielleicht auch möchten? Wenn eine Wintersaison in Stockholm vorüber ist, so hört man als Resultat derselben zwei oder höchstens drei Heirathen besprechen, obschon viele hundert junge Personen während dieser Zeit auf Bällen und bei andern gesellschaftlichen Vergnügungen um einander herumgeflattert sind.

Wären die Verhältnisse des Umgangslebens edler, natürlicher und einfacher, so könnten junge Herren und Damen einander bei ihren Arbeiten in den Werkstätten, in den Akademien oder in christlichen Vereinen, wo sie sich gegenseitig zu nützlichen und guten Gemeinzwecken die Hand zu reichen haben, sehen und kennen lernen; dann könnten sie sich auch im Interesse gemeinsamer würdiger Ziele, in edlem Wetteifer, in freundlicher Handreichung einander nähern; dann würden sie einander nicht bloß äußerlich kennen lernen, sondern würden hauptsächlich den innern Menschen, das Herz, den Willen und die Fähigkeiten ins Auge fassen, und ganz gewiß würden dann mehr und glücklichere Ehen geschlossen werden, als unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Fall ist; auch würden die halben oder unehelichen Verbindungen, welche jetzt die Welt mit einer auf so betrübende Art zunehmenden Anzahl rechtloser, d. h. unehelicher Kinder bevölkern, sicherlich bedeutend abnehmen. Die ächte Liebe würde dann freies Spiel gegen die unächte gewinnen. Jetzt wird durch unsere künstlichen staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse bloß die letztere begünstigt.

Wir wissen nicht, ob die Einwohner von Kungsköping so dachten, aber wir wissen, daß Doctor Ehrenmann und seine Frau, wie auch die kluge Mimi Schwanberg, diese Ansichten nicht bekämpft haben würden, denn sie gründen sich auf vielfache Beobachtungen, welche ein Theilnehmer an den Scenen des Weltlebens hinter den Coulissen anzustellen Gelegenheit hatte.

Aber wir kehren jetzt nach unserm Kungsköping

zurück, um ein Ereigniß zu erzählen, das sich daselbst in der Zeit zwischen Yngves beiden Reisen ins Ausland zutrug.

Vielleicht betiteln wir es am besten als —

Eine Wahlschlacht.

Die Direction der städtischen Kleinkinderschule ist versammelt, Herren und Damen.

„Nein, das geschieht nicht!" schrie Frau Hahnekamm mit gellender Stimme, „nein, sie bekommt niemals meine Stimme! Diese Person, die ein uneheliches Kind hat, darf nicht Vorsteherin der Kleinkinderschule werden! Was würde man dazu sagen? Sie würde ein schönes Beispiel zur Nachahmung geben! Das will ich doch sehen!"

„Aber," bemerkte Mimi Schwanberg mit großer Sanftmuth, „sie gibt doch jetzt ein sehr anerkennenswerthes Beispiel von mütterlicher Sorgsamkeit, Pflichttreue, Arbeitsamkeit und allen möglichen guten Eigenschaften."

„Was kann das alles bedeuten!" schrie Frau Hahnekamm; „sie hat nun einmal ein uneheliches Kind, und das beweist am allerbesten, wie tugendfest sie ist. Nein, da nehmen wir viel lieber Fräulein von Schaf, die einen ganz unbefleckten Ruf besitzt, oder die Frau Verdienstmännin, die sieben eigene Kinder auferzogen hat und in jeder Beziehung eine verdienstvolle Person ist."

„Aber," sagte die Pfarrerin, „Fräulein von Schaf ist viel zu weich und die Frau Verdienstmännin ist

gar zu scharf und streng; auch liefern ihre eigenen Kinder ganz und gar nicht die besten Beweise für ihr Erziehungstalent. Unter den drei Bewerberinnen scheint mir Amalie unstreitig die beste Lehrerin zu sein, obschon ich es als eine leidige Sache anerkennen muß, daß sie nicht ganz tadelfrei dasteht. Aber sie hat sich schon seit mehreren Jahren vortrefflich aufgeführt, und während der langen Krankheit der Frau N., also zwei volle Jahre, hat sie sowohl diese, als die Kleinkinderschule auf eine Art besorgt, die wirklich Bewunderung verdient."

„Aber sie hat doch einen Makel an ihrem Ruf!" schrie Frau Hahnekamm. „Davon sind Fräulein von Schaf und die Frau Verdienstmännin frei. Wer kennt dagegen die Verdienste dieser Amalie Hart? Sehr wenige Leute; Alle aber können wissen, daß sie ein uneheliches Kind hat, zumal da sie die Unversch . . . wollte sagen, die Sonderbarkeit hat, gar kein Hehl daraus zu machen, sondern ihren Jungen immer mit sich zu nehmen."

„Sie kommt ja niemals in Gesellschaft," bemerkte eine Stimme, welche Hertha angehörte.

„Was macht das?" eiferte Frau Hahnekamm. „Sie mag ausgehen oder daheimbleiben, genug, sie hat nun einmal ihr Kind bei sich und dieses Kind ist unehelich. Sie bekommt meine Stimme nie. Dies würde die ganze Schule in Mißkredit bringen. Man muß auch ein wenig auf das achten, was die Leute denken und sagen; man muß auf Zucht und gute Sitten sehen. Was würde die Welt sagen?"

Frau Hahnekamm bekam viele Mitglieder der Direction auf ihre Seite, und die Debatte begann

hitzig und stürmisch zu werden, als Yngve Nordin das Wort verlangte und sprach:

„Erlauben Sie mir, die Frage so zu stellen: Sind wir nicht Alle dahin einverstanden, daß Amalie Hart sowohl vermöge ihres guten Willens, als vermöge ihrer Fähigkeiten und insbesondere vermöge ihrer mütterlichen Gesinnung gegen die Kinder diejenige unter den drei Candidatinnen ist, welche sich für die erledigte Lehrstelle am besten eignet?"

Mehrere Stimmen riefen: Ja.

„Nun wohl!" fuhr Yngve fort, „so lassen Sie uns das Beste der Kinder ins Auge fassen, und die beste Lehrerin für sie annehmen, mag dann die Welt dazu sagen, was sie will."

„Nein, das geht nicht!" tobte Frau Hahnekamm. „Sie hat als Mutter eines unehelichen Kindes kein Recht, keine Competenz dazu, und wie sollte man sie denn nennen? Welchen Titel sollte man ihr geben?"

„Nennen wir sie Mutter!" sagte Herthas melodische, ernste Stimme; „sie hat genug gelitten und ertragen, um zu verdienen, daß sie mit Achtung so genannt wird. Auch weiß ich, daß sie gar nicht anders genannt zu werden wünscht, als Mutter Amalie, wie ohnehin sämmtliche Schulkinder bereits zu ihr sagen. Vor Gott ist ja kein Kind unehelich und es sollte auch von den Menschen keines so genannt werden. Vereinigen wir uns Alle, die wir die zufällige Achtung der Welt nicht durch ein zufälliges Versehen verwirkt haben, um Amalien den Schutz und die Aufmunterung zu gewähren, welche sie durch ihren späteren Wandel verdient hat. Statt sie und

ihr Kind zu verstoßen, laßt uns Beiden zu ihrem Rechte verhelfen!"

„Ich lege dem Laster kein Kissen unter, nein, das thu' ich nicht!" rief Frau Hahnekamm wieder, indem sie bald nach rechts, bald nach links gestikulirte; „ich gebe meine Stimme der Frau Verdienstmännin."

Yngve Nordin, der, wie es scheint, absichtlich gewartet hatte, bis die verschiedenen Ansichten in der Direction ihre freie Aeußerung gefunden, ergriff jetzt von Neuem das Wort und sagte:

„Wenn es hauptsächlich der Rang einer Frau ist, der Amalien fehlt, so bin ich ermächtigt, der Direction mitzutheilen, daß sie in einigen Wochen diesen Namen tragen wird. Morgen wird sie in der Kirche der hiesigen Stadt zum ersten Male mit dem Manne aufgeboten, welcher der Vater ihres Kindes ist."

Jetzt folgte ein allgemeines Staunen und Schweigen. Außer sich vor Verwunderung blieb Frau Hahnekamm mit offenem Munde sitzen und hielt ihre weit aufgesperrten Augen auf Yngve geheftet, der also fortfuhr:

„Vermögensverhältnisse zwingen ihn, auf einige Jahre ins Ausland zu reisen, wo er eine einträgliche Stellung gefunden hat. Inzwischen wünscht er seiner Braut und seinem Kinde die Genugthuung zu geben, die ein Name gewähren kann, bis er zurückkommt und seine Pflichten als Gatte und Vater zu erfüllen vermag."

„Wer . . . wer ist der, wenn ich fragen darf?" rief Frau Hahnekamm, die ihre Neugierde nicht verbeißen konnte.

„Das," sagte Yngve lächelnd, „wird morgen von der Kanzel herab verkündigt werden, und wer in die Kirche gehen will, kann es dort erfahren. Aber lassen Sie uns jetzt zur Sache zurückgehen, nämlich zur Wahl der Lehrerin."

Die Debatte kam von Neuem in Gang, aber jetzt entschieden zu Gunsten Amaliens. Ihre Wahl ging endlich durch, obschon nur mit geringer Majorität, denn die Frau Verdienstmännin hatte im Schooße der Direction verschiedene Gönner, die ihr und ihren Kindern zu einem Stückchen Brod verhelfen wollten; Frau Hahnekamm aber erklärte feuerroth und äußerst erbost ihren Austritt aus der Direction. Niemand protestirte dagegen und Niemand beklagte den Verlust.

Noch eine Hochzeit.

Still wie ein Flüstern der Liebe vom Vergessen früherer Fehltritte war die Hochzeit, welche Amalie Hart mit Yngves Bruder vereinte.

Aber nach der Trauung stand eine Mutter mit Freudenthränen über ein schlummerndes Kind gebeugt und flüsterte: „Mein Kind, mein Kind, schlaf jetzt ruhig und süß, Niemand wird dich hinfort ein uneheliches Kind nennen. Gott hat deiner Mutter vergeben."

„Und deinem Vater!" sagte leise eine männliche Stimme, indem Yngves Bruder seine Hand auf das Haupt des Knaben legte.

Als Amalie sich aufrichtete, fühlte sie sich an Her-

thas schwesterlichen Busen gedrückt. Sodann führte ihr Gatte sie zu Yngve und sagte:

„Laß uns Beide ihm danken, denn er hat mich meine Pflichten gegen dich und unser Kind gelehrt, und mir die Möglichkeit gegeben, sie in Zukunft zu erfüllen."

Yngves Bruder war ebenfalls ein schöner Jüngling, aber ein weit weicheres Gemüth, als der ältere männlichere Bruder.

„Laßt uns jetzt essen und trinken," sagte heiter der kleine Pfarrer, „denn es ist keine ächte schwedische Hochzeit, wenn man nicht auch zu essen und zu trinken bekommt. Auch geht es hier zu Lande nicht an, die Hochzeiten so zu beschleunigen, wie diese närrischen Engländer und Amerikaner; nur eine Trauung und dann Rutsch! in den Wagen hinein, um bis ans Ende der Welt zu fahren. Nein, laßt uns den Sitten unserer Väter und des alten Homers getreu bleiben; die ehrlichen Alten vergaßen bei passenden Gelegenheiten das Essen und Trinken nie, und darum folget mir jetzt zum Hochzeitsschmause."

Damit ging der Pfarrer die Treppe hinab voraus und führte die kleine Gesellschaft in den Schulsaal, welchen sie mit frischem Sand und Fichtenzweigen bestreut fanden. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch, woran Mimi Schwanberg und die Pfarrerin sich eifrig beschäftigten.

Dies war eine Ueberraschung für Amalie und für Hertha. Aber wir brauchen nicht erst zu sagen, wie gemüthlich diese kleine, von Wohlwollen und Herzlichkeit gewürzte Mahlzeit war.

Am Nachmittag reiste Yngve mit seinem jungen

Bruder ab, um zurückzukommen, sobald Hertha ihm einen Wink ertheilen würde, daß eine günstige Wendung ihres Verhältnisses in Aussicht stehe.

Die Leute in Kungsköping, die in unserer Geschichte den Chören der griechischen Dramen entsprechen, stellten allerlei erbauliche moralische Betrachtungen über diese Heirath an, welche im Allgemeinen als vollkommen in der Ordnung gutgeheißen wurde, obschon Frau Eule und manche gute Seele über die Aussichten der Neuvermählten die Köpfe schüttelten. Amalie stieg inzwischen bedeutend an Ansehen und Gunst in der Stadt, und die Feindschaft der Frau Hahnekamm scheiterte an ihrem ehrenhaften Benehmen und an der treuen Unterstützung ihrer Freunde.

Was unsere übrigen Bekannten und Freunde in Kungsköping während der sieben Jahre betrifft, so haben wir zu erwähnen, daß Mimi Schwanberg fortwährend die allgemeine Beratherin und Helferin in der Stadt blieb, weßhalb sie auch von mehreren ihrer Freunde Frau Stadträthin titulirt wurde. Wir sehen sie unaufhörlich beschäftigt, bald mit einem Myrthenkranz für eine Braut, bald um bei einer Beerdigung zu helfen, bald um für einen Krüppel, der einer Brunnencur bedurfte, zu collectiren, bald mit einem Päckchen Kaffee, Zucker und Weißbrod unter dem Mantel in der Dämmerung hinwandelnd, um in ein armes Haus einige Freude zu bringen, oder auf einem großen Ball in Scherz und Ernst die Leute veranlassend, einander Dienste zu leisten, ohne daß sie es selbst bemerkten. Immer heiter, immer seelengut, eine Menge Fäden der Barmherzigkeit spinnend, ohne sie jemals zu verwirren, schien sie

geschaffen, Allen auf eine neue heitere Art zu dienen und zu zeigen, wie glücklich man dabei sein kann.

Viele wunderten sich, wie Mimi Schwanberg bei ihren geringen eigenen Mitteln Gelegenheit fand, für Andere so viel thun zu können.

„Meine Mittel sind des Menschen Herz," antwortete sie einmal auf eine solche Aeußerung, „und die Hilfe des lieben Gottes. Niemals habe ich an irgend etwas Gutem verzweifelt."

Und offenbar sind diese Mittel unsere sichersten Fonds. Aber man muß es verstehen, dieselben anzulegen.

Eva Taube blühte im Pfarrhaus wie eine Rose, mit unsäglicher Liebe umfangen von ihren Pflegeeltern; sie verbrachte ihre Tage mit angenehmen häuslichen Geschäften unter der Leitung der Pfarrerin und den mütterlichen Berufspflichten, die sie sich gewünscht hatte. „Denn," schrieb sie an eine ihrer Freundinnen, „wenn der Abend kommt, und ich auf mein gemüthliches Stübchen gehe, um von den Geschäften des Tages auszuruhen, so kommen ein paar kleine Arme und legen sich um meinen Hals, und ein Rosenmündchen flüstert, meine Wange kosend, liebliche Namen, und ich fühle mich als Mutter. Ich bin niemals so glücklich gewesen, besonders da ich jetzt auch Maria bei mir habe."

Die gute thätige Pfarrerin hat wirklich das Glück erlangt, zwei Töchter im Hause zu besitzen, und das ist immer etwas, sagt sie, hochvergnügt darüber, aber doch noch nach mehreren sich sehnend. Sie strebt fortwährend nach einem größeren Local für die Kleinkinderschule, stößt aber immer auf ein

Menge Schwierigkeiten, was um so mehr zu beklagen ist, als die Anzahl der Schüler mit jedem Tag zunimmt, seit Mutter Amalie der Schule vorsteht und die kleine Sängerin Mina mit der klaren Stimme und den hellen frommen Augen die Kinder so hübsche Lieder singen lehrt.

Inzwischen wird die Stadt aufgebaut und der Geschwisterbund breitet sich darin aus und blüht, freundschaftliche Verhältnisse zwischen den Vermöglichen und Armen anknüpfend, da und dort auch eine Heirath unter den Mitgliedern stiftend, oder Freundschaftsbündnisse herbeiführend, welche ebenfalls die Bedürfnisse warmer Herzen befriedigen können. Zum Beispiel zwischen der Gräfin B. und Mimi Schwanberg wurde ein solches Bündniß geschlossen, welches das Leben Beider verschönte und auch dann noch fortwährte, als die letztere sich vermählte. Doch hievon später.

Professor Methodius hatte sein System noch nicht ganz recht ins Blei gebracht und den ersten Bogen seines großen Werks bereits siebenmal umdrucken lassen.

Der Protocollsecretär N. B. hatte sein Buch gegen die Frauenvereine noch nicht ganz fertig gebracht. Das Gerücht begann sich zu verbreiten, daß er im Begriff stehe, in einen Privatfrauenverein zu treten, d. h. daß er sich zu verheirathen gedenke.

Aber willst Du am Schlusse unserer sieben Jahre ein wahrhaft glückliches Ehepaar sehen, so betrachte den Doctor Ehrenmann und seine Ingeborg in ihrem Hause. Sie immer fleißig, häuslich, gleichviel ob mit grober oder feiner Arbeit beschäftigt, — er mit

einem Sohne und einer Tochter, die auf seinem Schooße spielen, mit einer ehrfurchtähnlichen Liebe zu seiner edlen Gattin emporblickend, deren Kameel er zu sein sich mitunter zur Ehre schätzt, besonders seit Ingeborg etwas schwächer geworden ist und nicht mehr viel gehen kann. „Aber was macht das?“ sagte sie, „ich bin ja doch so glücklich.“ Sie ist ihres Mannes Gehülfin nicht bloß im Hause, sondern auch in seinem bürgerlichen Leben, in der Aufsicht über die Kinder der Armen und die guten Anstalten, die er für sie gestiftet hat.

Frau Eule, die jetzt nicht mehr über die sieben Täubchen und ihre Zukunft seufzen kann, zumal da drei von ihnen verheirathet, zwei vom Pfarrer adoptirt sind und die Eltern nur noch zwei im Hause haben, welche sie um keinen Preis weggeben wollen; Frau Eule, die ihre Tochter glücklich und in den besten Verhältnissen sieht, beinahe angebetet von dem besten Manne, welcher bloß den Fehler hat, daß er mitunter sonderbare Possen und Geschichten macht; Frau Eule weiß nicht recht, worüber sie gegenwärtig seufzen soll. Sie beginnt daher über all' die Kinder nachzugrübeln, welche Ingeborg wahrscheinlich bekommen wird, und über ihre Zukunft, besonders wenn es Mädchen sind.

Daß die Kungsköpinger über Herthas Erziehungsanstalt und besonders über die Abendunterhaltungen viel zu sagen wußten, haben wir bereits erwähnt. Diese Institute erlangten inzwischen ein immer größeres Ansehen in der Stadt, und man kam allmälig dahin überein, daß die Alltagsschule vortrefflich sei

und daß die Sprachübungen, besonders in fremden Sprachen, sehr nützlich werden können.

Und jetzt wollen wir zurückkehren in

Herthas Haus.

Am Morgen.

Festlich geschmückt stand Herthas Haus da; des Hochsommers hochblauer Himmel und seine flammende Sonne, „welche ausgeht wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und sich wie ein Held freut, den Weg zu durchlaufen“, blickte durch die offenen Fenster in den Idunasaal; glänzende Schmetterlinge tanzten auf den Schwingen der warmen Sommerdüfte, um den Flieder und die Maiglöckchen zu begrüßen, die um das schöne Bild der Jugendgöttin säuseln und duften. Es ist ein herrlicher Hochsommermorgen.

Seht ihr diese hohe, edle Frauengestalt, die in schneeweißem Gewand in dem schönen Saale steht, als der darin waltende Genius? Der Wind spielt mit der leichten, schwarzen Tüllmantille, die über ihre Schultern fällt, und kost mit verjüngendem Hauche ein Gesicht, das, obschon nicht mehr jung, durch seinen seelenvollen Ernst schön erscheint. Besonders die Augen und die Stirne sind von ungewöhnlicher Schönheit. Es ist Hertha und Hertha erwartet Yngves Heimkehr. Heute, diesen Morgen wird er kommen. Und wie einst Freia umherging, um allen Wesen der Natur das eidliche Versprechen abzunehmen, daß sie ihrem geliebten Sohn nicht

schaden wollen, so scheint Hertha in diesem Augenblick alle zu beschwören, mit ihr Yngve zu bewillkommnen und seine Rückkehr in die Heimat zu verschönen. Sie sieht mit neuer Liebe auf die schönen Pflanzen, auf die Bildsäulen, auf Alles, was den Idunasaal zu einem Tempel der Seele macht, auf die Schmetterlinge, auf den hochblauen Himmel, denn Yngve wird sie alle bald in diesem Zimmer sehen und sie fordert sie gleichsam auf, schöner als je zu sein, um ihn zu empfangen; denn Alles, was ihr gehört, gehört auch ihm. Vieles, Vieles auf der Erde hemmt noch ihre Freude und lähmt ihre Hoffnung, aber über alle drückenden Bande erhebt sich in diesem Augenblicke ihre Seele im Lobgesang zu dem Vater im Himmel für das, was sie gewonnen hat, und für den Reichthum dieser Erdenstunde. Wie ein kräftiger Baum nach dem Sturm sich emporrichtet, seine Krone wieder erhebt und seine Zweige von Neuem ausbreitet, zum Schutz für die Vögel unter dem Himmel, so hatte Hertha nach dem vieljährigen Kampf sich emporgerichtet und stand jetzt, durchdrungen von innigem Dank, voll von Willen und Kraft da.

Ihre jungen Schwestern kommen festlich gekleidet herein. Auch sie erwarten Yngve mit Sehnsucht, denn Hertha wird so glücklich werden.

„Wie schön Du heute bist!" sagen die Mädchen, sie umarmend; „Du siehst aus wie eine Braut und eine Priesterin zugleich."

„Still, still, ihr Schmeichlerinnen!" erwiedert Hertha, indem sie beide in ihre Arme schließt, „ihr dürft mich nicht verwöhnen. Wo ist unsere liebe Mutter?"

So wurde Yngves Mutter von den Töchtern im Hause genannt.

Sie kam aus ihrem Zimmer, nicht unähnlich einem glückseligen Schatten, so blaß, aber zugleich so voll von inniger Freude über das baldige Wiedersehen des geliebten Sohnes.

Der Frühstückstisch ist im Idunasaal mitten unter Fliederbüschen und herrlich duftenden Maiglöckchen gedeckt; er ist mit den leckersten Gerichten besetzt, welche das Landleben gewährt; nur der warme Morgentrunk fehlt noch, er wartet auf Yngve. Alles scheint auf Yngve zu warten.

So verhielt es sich am Morgen in Herthas Hause.

Zur gleichen Zeit sah man eine halbe Meile davon einen Auftritt ganz anderer Art. Dort draußen auf dem Wenersee erblickte man ein brennendes Dampfschiff. Es steuerte landwärts. Das Ufer, auf welches das Schiff als auf das nächste lossteuerte, war waldig und unbewohnt. Die Bevölkerung der Umgegend lag noch im Schlaf des Sonntagmorgens versunken, und die wenigen Personen, welche den Brand des Schiffes bemerkt hatten, konnten lang nicht Leute und Boote von den bewohnten Ufern her in Bewegung bringen. Das Verunglücken eines Dampfschiffes ist in Schweden etwas so Seltenes, daß man beinahe ebenso wenig darauf vorbereitet ist, als auf eine Explosion des Mondes.

Es war eines der Kanalboote, das auf dem Weg von Stockholm her diesen Morgen in Brand gerathen war. Die Passagiere, die durch den Ausbruch des Feuers aus ihrem Schlafe geweckt wurden,

sahen sich, als sie auf das Verdeck kamen, von Flammen umwirbelt. Die Hilfsboote an Bord erwiesen sich als untauglich; aber man sah in der Nähe Land; man steuerte eilig darauf zu; man hoffte noch. Da gerieth das Schiff auf den Grund, die Maschinerie stockte und die Flammen griffen auf allen Seiten um sich. Man war nur wenige Klafter vom Lande entfernt, aber das Wasser um das Schiff her war so tief, daß nur diejenigen, die schwimmen konnten, auf Rettung hoffen durften. Eine angstvolle Verwirrung entstand und bleiche Mütter beschworen die Männer, ihre Kinder zu retten.

Einer der Männer stieg auf ein Radhaus und rief laut:

„Alle, die schwimmen können, mögen thun wie ich!"

So sprechend sprang er in den See, wandte sich dann gegen das Schiff und rief einer Mutter, die mit ihrem Kind auf dem Arm am Geländer stand, zu: „Springen Sie über Bord, ich werde Sie auffangen und Sie und das Kind ans Land bringen! Fürchten Sie nichts!"

Sie befolgte die Aufforderung just als die Flammen ihre Kleider anzündeten, und er schwamm mit ihr ans Ufer.

Ein anderer junger Mann hatte augenblicklich das Beispiel des ersteren befolgt; noch zwei thaten dasselbe. Diese vier Männer schwammen vom Schiff weg und wieder hinzu und retteten Alle, die nicht schwimmen konnten. Der zuerst erwähnte, welcher der kräftigste und sicherste Schwimmer war, rettete auf diese Art für sich allein mehr als siebenzehn Personen, meist Weiber und Kinder. Sein zugleich

herzliches und muthiges Wesen, der lebensvolle Blick seiner ungewöhnlich schönen Augen, seine Sicherheit und Geschicklichkeit, Alles vereinigte sich, um ihm das allgemeine Vertrauen zu erwerben; die hauptsächlichste Hoffnung Aller schien auf ihn gerichtet. So rasch und so gut ging die Rettungsarbeit vor sich, daß nicht ein einziger von den Passagieren oder der Schiffsmannschaft umkam, oder auch nur schwer verletzt wurde. Und obschon die Geretteten vom Ufer her sehen mußten, wie das Schiff vollends verbrannte, obschon Mancher sich um sein verlorenes Eigenthum grämte, so war doch das Gefühl der Rettung aus einem schrecklichen Flammentod und die Dankbarkeit gegen Gott, sowie gegen die muthigen Retter in diesem Augenblicke bei Weitem überwiegend.

Aber einer von diesen Rettern, der erste und thätigste von Allen, hört die Danksagungen nicht mehr, die an ihn gerichtet werden. Er liegt in einer kleinen Entfernung von der Menge auf dem Moosbette des Waldes ausgestreckt, und ein heller Blutstrom stürzt aus seinem Munde über das Moos und das Haidekraut hinab. Seine Wangen, die kaum noch wie von Fieberhitze hochroth gewesen, färben sich aschgrau, und die schönen Augen schließen sich wie zum Todesschlafe. Schweigend und entsetzt sammeln sich die Geretteten um ihn; die Frauenzimmer weinen, denn er stirbt in Folge der Anstrengung, die er für sie und ihre Kinder gemacht hat. Gleichwohl könnte ein aufmerksamer Beobachter seiner eingesunkenen Wangen auf den Gedanken kommen, daß der Tod schon lange vorher seine Arbeit an ihm begonnen und seine Gesundheit untergraben habe. Aber

schön ist er noch jetzt, wie er so daliegt, die wohlgebildete Brust entblößt und das wassergetränkte, üppige, dunkelbraune Haar von der reinen Stirne zurückgeworfen. Die düstern Tannen strecken stille ihre wogenden Zweige über ihn aus, als wollten sie ihn vor den heißen Strahlen der Sonne schützen.

„Wer ist er?" fragen Alle leise oder laut. Die Kleidung scheint einen Ausländer anzuzeigen, aber seine Sprache und sein Gesicht mit seinem gutherzigen mannhaften Ausdruck, diese sind schwedisch.

„Mein Bruder! mein Bruder!" erscholl eine Stimme, welcher der bittere Schmerz etwas Unheimliches gab, und ein junger Mann drang durch den Haufen, warf sich zu dem Erblaßten nieder und hielt das Ohr an sein Herz. Dann sprang er wieder auf und rief: „Pfleget ihn gut, aber Niemand berühre ihn, bevor ich zurückkomme!" Und mit diesen Worten stürzte er in den Wald und eilte Kungsköping zu.

Die Uebrigen stehen rathlos um den bleichen jungen Mann. Dankbare Hände waschen den Blutstrom von seinen Lippen und baden seine Schläfe mit frischem Quellwasser aus dem Walde. Er liegt ganz still mit geschlossenen Augen da, und man weiß nicht, ist er todt oder lebt er noch; man sieht ihn nicht athmen. Niemand wagt ihn zu berühren. Inzwischen beginnt ein großer Theil der Gesellschaft nach der Stadt zu ziehen, denn von da aus kann man Hilfe schicken, und überdies muß man für sich selbst und die Seinen sorgen, eine Herberge suchen, trockene Kleider anschaffen u. s. w. Dagegen versammelt sich das Volk aus der Umgegend und schließt einen dich-

ten Kreis um den jungen Mann, dessen Leben bereits verblutet zu sein scheint, oder betrachtet das Schiff, das mit erloschenem Herd, aber noch brennendem Rumpf auf dem spiegelklaren See liegt.

Man spricht von dem Ohnmächtigen. „Er ist ganz gewiß todt," sagt Einer. — „Man sollte ihn nicht so hier liegen lassen," meint ein Anderer. — „Man sollte ihn in die Stadt zum Doctor tragen," sagt eine dritte Stimme.

„Berühret ihn nicht!" sagt eine Frau, eine von denjenigen, die er gerettet hat, und die jetzt treulich an seiner Seite wacht; „er könnte von Neuem zu bluten anfangen und unterwegs sterben. Wir müssen warten; sicherlich kommt bald Jemand aus der Stadt zu ihm." Und nun erzählt sie dem lauschenden, staunenden Volke die Großthaten, die der Fremde diesen Morgen ausgeführt hat.

Man wartet still; die Sonne steigt immer höher am Firmament und sendet ihre Strahlen in den dunkeln Wald hinein. Der Tag wird warm. Die Umstehenden sprechen halblaut. „Schade um den jungen Mann," sagt eine Frau; „er sieht ganz aus wie ein Engel Gottes!" — „Ein rüstiger Gesell!" sagt ein alter Bauer, „und er gehört noch zu den Herrenleuten; von seiner Art sollte man Viele im Lande haben, wenn der Feind kommt."

Die Sonne steigt immer höher und die Tannen schützen den Sterbenden nicht mehr vor ihrem heißen Strahl.

„Wir können nicht den ganzen Tag da stehen bleiben," sagen die Bauern; „wir müssen heim, aber wir wollen ihn zuerst in das nächste Haus tragen."

„Wartet!“ bittet die treue Wächterin von Neuem; „wartet noch ein wenig; es kommt gewiß bald Jemand.“

Es kommt Jemand. Ein hochgewachsenes, weiß gekleidetes Frauenzimmer kommt mit eilenden Schritten aus dem Walde; ihr folgen Männer mit einer Tragbahre, auf welcher ein weiches Bett liegt. Vor der befehlenden Miene dieser Frau theilt sich der Haufe schnell und macht ihr Platz. Sie kniet an der Seite des Ohnmächtigen nieder, legt ihre Hand auf sein Herz und hält dann ihr Ohr an seinen Mund. Da lächelt sie und blickt aufwärts. „Er athmet noch, er lebt!“ Sie winkt den Männern mit der Tragbahre; sie hebt selbst das blasse Haupt auf ihren Arm und mit Hilfe der Männer bringt sie den Sterbenden vorsichtig in das bereitete Bett.

„Freunde!“ sagt sie zu den Umstehenden; „geht voraus und bahnet einen Weg durch den Wald, damit wir durch nichts aufgehalten werden. Wer heute diesem Manne einen Dienst leistet, soll von mir anständig belohnt werden.“

Willig und schweigend gehorcht man Herthas Geboten. Man kennt und verehrt sie in der Gegend, denn sie ist wohlbekannt in den Wohnungen der Bedrängten; überdies nehmen Alle Antheil an dem jungen Mann, dessen schöne Handlungsweise man erfahren hat.

„Nur sachte, Schritt für Schritt nach der Stadt zu!“ gebot Hertha. Und vorwärts geht der Zug von Männern, Weibern und Kindern, die in ihrer schönen Sonntagstracht für die Tagbahre einen Weg bahnen durch das Gestrüppe des Waldes. Aber zu-

nächst bei Yngves Kopfkissen gehen sorgsam zwei Frauen, diejenige die er gerettet, und diejenige die er lange geliebt hat. Sie wehrt mit ihrer Hand jeden Zweig im Walde ab, der sein Gesicht berühren könnte, das ihr jetzt unter dem Schatten des Todes noch theurer ist, als je im vollen Glanze des Lebens. Als der Zug aus dem Walde auf den sonnenheißen Weg kommt, da brechen die zwei Frauen laubige Zweige von den Bäumen und halten sie über das Haupt des Schlummernden. So gelangen sie ans Ziel, in —

Herthas Haus.

Am Abend.

Der Bräutigam ist im Hause der Braut, aber die Hochzeit ist in weite Ferne gerückt. Sie scheint jetzt ferner als je; denn Yngve ist augenscheinlich dem Tode nah. Doch, wer weiß! Groß ist die Heilkraft der Liebe, groß auch manchmal die Heilkraft der Kunst.

Der Arzt ist beschickt, und inzwischen ist Hertha allein bei Yngve. Sie küßt seinen Mund, seine Augen, seine Wangen, sie küßt seine kalte Hand. Wer kann es ihr jetzt wehren? Jetzt kann sie sich dies Alles erlauben, denn er wird ja sterben. Die Engel im Himmel könnten nicht mit so reiner, so aufopfernder Liebe küssen. So küßte sie den lebenswarmen Jüngling nie, wie sie jetzt diese kalten, leblosen Lippen küßt.

Aber Herthas Kuß hat Yngve aus seinem Todesschlummer geweckt. Er läßt seine Augen auf ihr ruhen. Er saugt neues Leben aus ihren Blicken. Er richtet sich auf. Bald ruht sein Haupt an ihrer Schulter, und er flüstert Worte der Liebe, der Freude über das Wiedersehen. Aber Hertha legt ihren Finger auf seine Lippen; er darf jetzt nicht sprechen. Bald kommt der Arzt; wir wollen sehen, was er thun kann.

Doctor Ehrenmann kommt; er gibt dem Patienten einen beruhigenden Trank, der ihm von Herthas Hand gereicht wird. Vollkommene Ruhe wird verordnet. Hertha allein darf bei Yngve sein. Er kann sie nicht entbehren. Er folgt ihr mit seinen Blicken, er scheint sich von ihrem Anschauen zu nähren. Nach einigen Stunden, die er in ihrem Hause zugebracht, hat sein Puls sich gehoben. Er sieht mit klaren Augen um sich, er kann sich setzen, er könnte sprechen, wenn man es ihm erlaubte. Aber Hertha erlaubt es nicht. Der Arzt warnt, gibt aber auch Hoffnung; Yngve kann möglicherweise wieder aufkommen.

O wie leise bewegt sich nicht Hertha um ihn her und stärkt und tröstet ihn schweigend durch ihre Gegenwart, durch die Fülle und Kraft ihrer Seele! Yngves Mutter kann jetzt nichts für ihn thun, denn ihre eigene körperliche Schwäche hat über ihre geistige Kraft obgesiegt, und sie kann ihn nicht ohne Thränen ansehen. Aber Hertha hat an diesem Tag noch keine Thräne vergossen; es ist jetzt nicht Zeit zu weinen.

Der Doctor hat für Yngve ein warmes Fußbad

verordnet, um das Blut von der Brust abzuleiten. In der Abenddämmerung ist es für ihn bereitet, und mit heilkräftigen, wohlriechenden Kräutern vermischt. In der Dämmerungsstunde sitzt Yngve da und genießt diese Wollust. Er fragt jetzt nicht, wem die weichen Hände gehören, die seine Füße baden, er schließt seine Augen und träumt sich in die Zeit zurück, wo er noch ein Kind in seiner Mutter Hause war, und wo ihre Hände ihn pflegten. Sie möchten es auch jetzt thun, diese Hände, aber sie sind zu schwach geworden, und nicht die Mutter, sondern diejenige, die sich jetzt als seine Gattin betrachtet, ist es, die seine Füße wascht und die Lebenswärme in die erstarrten Glieder hinabruft. Yngve hat seine Augen geschlossen und ruht an den Kissen des bequemen Lehnstuhls; Hertha glaubt, er schlummere, und indem sie in seinem schönen, aber abgezehrten Gesicht die Verheerungen der Sehnsucht und des Leidens betrachtet, fließen ihre Thränen zum ersten Mal an diesem Tage. Sie benetzen Yngves Füße, die sie auf ihrem Schooße hält, und jetzt löst sie ihr weiches schönes Haar und trocknet sie damit. Yngve hatte Hertha oft vorgeworfen, daß sie nicht lieben könne, wie er liebe, daß sie nicht verstehe, was Liebe sei, und sie hatte manchmal geglaubt, er habe Recht; aber jetzt fühlte sie, daß er Unrecht hatte.

Die Nacht über saß Hertha wachend an Yngves Bette; er schlummerte unruhig und erwachte oft, wie wenn er von schweren Träumen aufgeschreckt würde; aber beim Anblick der treuen Freundin lächelte er und wurde ruhig.

In der Stille der Nacht bereitete sich Hertha zu

dem Kampf vor, den sie am morgenden Tag mit ihrem Vater zu bestehen gedachte.

Vater und Tochter

noch einmal.

Früh am Morgen ging Hertha zu ihrem Vater hinein. An seinem drohenden, zornigen Blick sah sie den Sturm, der sie erwartete. Aber sie befand sich jetzt in derjenigen Stimmung, wo die Seele über die Furcht erhaben ist und in ihrem Willen eine Kraft und Bestimmtheit fühlt, welche sie des Sieges sicher macht. Deßhalb ist sie auch so ruhig, so gelassen in ihrem Wesen, ihrem Blick und ihrer Stimme. Die Kraft ruht in der Tiefe des Willens.

Der Oberdirector täuschte sich hierin und begann sogleich in strengem Ton:

„Was sind das für Freiheiten, die Du Dir in meinem Hause erlaubst? Wie kannst Du es ohne meine Einwilligung wagen, einen Fremden ins Haus zu bringen? Bist Du Herr im Hause oder ich?"

„Du bist es, mein Vater," antwortete Hertha; „aber Yngve ist in seiner Mutter Zimmer, er ist nicht mein, sondern ihr Gast."

Der Oberdirector wußte einen Augenblick nicht, was er darauf antworten sollte, fuhr aber fort zornige Blicke auf seine Tochter zu schießen und sagte dann:

„Man hätte es mir wenigstens sagen, mich da-

rum befragen sollen; ich muß doch wohl in meinem eigenen Haus auch etwas zu sagen haben."

„Vater," sagte Hertha mit wehmüthigem Ernst; „Du hast Recht, ich hätte es Dir sagen, ich hätte Dich darum befragen sollen; aber Du hast mir Angst vor Dir eingeflößt, und die Furcht vor Streit, vor einer abschlägigen Antwort, hielt mich gestern ab, zu Dir zu gehen, denn ich muß mich Yngve ganz und gar widmen. Aber heute — heute bin ich gekommen, um mit Dir zu sprechen, um Deine Einwilligung zu Dem zu erbitten, was ich vorhabe und was geschehen muß."

„Muß?" wiederholte der Oberdirector; „was ist es, was geschehen muß?"

Hertha fuhr, wie zuvor, fort:

„Yngve ist dem Tode nahe. Nur treue Pflege kann ihn möglicherweise noch retten. Ich wünsche mit ihm getraut zu werden, damit ich das Recht habe, ihn als seine Gattin zu pflegen."

Der Oberdirector sah sie mit starren Blicken an und schien auf Mittel zu sinnen, sich diesem Plan zu widersetzen.

„Vater!" fuhr Hertha fort, „sieben Jahre habe ich auf die Freiheit gewartet, die Du mir einst versprachst, und die ich als mein Recht betrachte, auf die Freiheit über meine Person und meine Zukunft zu verfügen; ich habe auf Deine Einwilligung gewartet, ich habe mich vor Deinem Willen gebeugt. Jetzt kann ich das nicht mehr. Es gilt das Leben eines Andern. Yngve ist mein Bräutigam, vor Gott mein Gatte. Vor Gott bin ich Rechenschaft schuldig für sein Leben. Ich bin entschlossen. Treibe mich

nicht zum Aeußersten. Du kannst mir meine Freiheit verweigern, Du kannst mir meine Vermählung mit Yngve verweigern, aber nichts in der Welt, außer offenbare Gewalt, wird mich verhindern, Yngve fortan zu folgen und seine Pflegerin zu werden, und sollte ich auch meinen guten Ruf dadurch verlieren!"

„Drohst Du mir? Trotzest Du mir? Willst Du mich zwingen?" rief der Director außer sich. „Du hast wohl gar im Sinn, mich vor die Gerichte zu ziehen, deinen Vater zu verklagen?"

„Niemals!" versetzte Hertha blaß und gelassen wie zuvor; „aber ich warne Dich, Vater; ich sage Dir, was geschehen wird, wenn Du mich verhindern willst, meine Pflicht gegen meinen Bräutigam zu erfüllen. Thue es nicht, Vater, und fürchte nichts von mir. Alles in deinem Hause soll bleiben wie zuvor; ich will von Dir als meinem Vormund nichts verlangen, sondern mich mit dem begnügen, was du freiwillig geben wirst. Yngve und ich besitzen für den Anfang Mittel genug. Kommt er wieder auf, so wird es uns an nichts fehlen. Fürchte nichts von uns, sondern gib Deine Einwilligung in meine Bitte. Ich muß sonst mit Yngve eine andere Wohnung suchen, als die Deine."

„Versprichst Du mir," sagte der Oberdirector düster, „daß Du Dich mit der Rechenschaft begnügen willst, welche ich Dir über Dein mütterliches Erbe ablegen werde? Willst Du mir das in Deinem eigenen und in Deines Mannes Namen versprechen?"

„Ich verspreche es, Vater! Du weißt, daß Du Dich auf mich verlassen kannst."

„Bist Du bereit, nebst Yngve Nordin eine schriftliche Erklärung darüber zu unterzeichnen?“

„Ja.“

„Wohlan, so rufe den Pfarrer, sobald Du willst. Nur keinen Hochzeitslärm, keine Einladungen, das verbitte ich mir! Hörst Du?“

„Ja, und es bedarf dieses Verbotes nicht. Hochzeitslärm würde an das Bett eines Sterbenden schlecht passen. Ich danke dir, Vater.“

So schieden diesmal Vater und Tochter.

Die Trauung.

Es war im Idunasaal, wo man eines Tags eine kleine Gesellschaft still um einen noch jungen Mann versammelt sah, der aber nicht mehr lange leben zu sollen schien, denn Grabesrosen blühten auf den eingesunkenen Wangen, und die schönen Augen strahlten von überirdischem Glanze. Es war der Bräutigam. Alle schienen zu warten. Da öffnete sich eine Thüre, und herein trat, gefolgt von ihren Jungfrauen und schön durch den Adel und Ernst ihrer Miene, die blasse, aber stattliche Braut mit dem Myrtenkranz in ihrem goldenen Haar.

Hier im Kreise ihrer nächsten Angehörigen wurden Yngve und Hertha getraut von ihrem Freunde, dem warmherzigen, guten Pfarrer, der vor Rührung kaum die Trauformel zu lesen vermochte, um so kräftiger aber den Segen über die beiden Gatten sprach, welche sich mehr für den Tod als für das Leben verbunden zu haben schienen, gleichwohl aber so glück-

lich, ja so selig aussahen, wie nur selten ein Brautpaar.

Mimi Schwanberg ist bei der Hochzeit zugegen und bringt durch ihre frische Gesprächigkeit einige Heiterkeit in den Ernst der Feier. Sie hat sich ganz besonders zur Aufgabe gemacht, den Oberdirector etwas aufzumuntern, und es gelingt ihr wirklich, ihm von Zeit zu Zeit ein Lächeln abzugewinnen. Hertha und Yngve sind sich selbst genug. Yngve ist diesen Abend besser als je seit seiner Heimkehr. Die Fülle und Bedeutung dieser Stunde scheint ihm neues Leben einzuflößen. Aber seine holde Gattin wacht über ihn, sie erlaubt ihm nicht, sich dem gesteigerten Lebensgefühl des Augenblicks hinzugeben, sondern führt ihn bald von der Gesellschaft weg zur Stille und Ruhe mit ihr. Wie in früheren Tagen, stützte er sich jetzt wieder auf ihren treuen Arm.

Eine Jahresfrist.

„Der Mensch wächst empor wie eine Blume und fällt ab; er fliehet dahin wie ein Schatten und hat keine bleibende Stätte."

Oft erklangen diese Worte in Herthas Erinnerung während der jetzt folgenden Tage, wo sie Yngve immer schwächer werden und dem Grabe zuwanken sah.

Aber wen Gott lieb hat, der darf Wochen und Monate lang die Wanderung eines geliebten Wesens nach dem zweiten Lichte zu verschönen. Und das wurde Hertha zu Theil.

Gleichwohl schien Yngve zuweilen, und namentlich in den ersten Wochen nach seiner Heimkehr, gleichsam aufzuleben und neue Kräfte zu schöpfen. So wohlthätig wirkte Herthas und auch seiner Mutter Nähe, ihre Sorgsamkeit und Liebe, so wie der Friede und das Behagen, womit Hertha ihn umgab. Zwei Zimmer wurden auf der andern Seite des Idunasaales für Yngve eingerichtet, denn das Haus war geräumig und hatte mehr Zimmer, als die Familie brauchte, und der Director ließ seine Tochter frei schalten und walten, da er sah, daß Yngves Aufenthalt im Hause ihm sogar einen baaren Geldgewinn brachte.

Yngve konnte täglich ausgehen und sich einige Stunden im Idunasaal aufhalten. Der Einfluß des Sommers und die entsprechende Diät, die er einhielt, verschaffte ihm ein Gefühl körperlichen Wohlbehagens, wie er es schon lange nicht mehr empfunden hatte. Er begann selbst an seine Wiederherstellung zu glauben.

„Wie kann ich anders als gesund werden hier bei Dir?" sagte er manchmal zu Hertha. „Du besitzest eine Kraft, welche Gesundheit spendet."

Aber gegen den Herbst stellte sich das tägliche Fieber mit zunehmender Gewalt wieder ein. Um sich Yngve widmen zu können, mußte Hertha die Alltagsschule großentheils ihrer Schwester Maria und dem jungen Olof E. überlassen. Dagegen fuhr sie fort, ihre Sonntagsschule zu halten, und diese Unterhaltungsstunden gehörten zu Yngves größten Freuden. Doch mischte er sich nur hin und wieder mit einigen Worten hinein. Wenn sein Eifer ihn ver-

leitete, etwas mehr zu sprechen, wenn er in der Unterhaltung warm wurde, so kam ein zärtlicher, zugleich befehlender und bittender Blick von Hertha und verbot ihm das. Liebevoll scherzend wies sie ihm ein anderes Feld seiner Thätigkeit an, indem sie ihm einen großen Korb mit frischen Blumen und den Früchten der Jahreszeit zur Verfügung stellte, die er dann mit großem Vergnügen unter die jungen Leutchen vertheilte. Von seiner Hand diese Geschenke zu empfangen, war für sie der größte Reiz des Abends, und es war ein schöner Anblick, wie die lebensfrische junge Schaar Yngves Stuhl mit Blicken voll Ehrfurcht und Liebe umgab.

Hertha sah dies mit einem Ausdruck, worin rührende Freude mit Kummer kämpfte. Denn sie konnte sich keine Illusion darüber machen; diese Hand, die jetzt so freundlich Früchte und Blumen austheilte, und dann die ihrige so warm drückte, diese fieberheiße Hand sollte binnen Kurzem starr und kalt in der Erde liegen. Bei diesem Gedanken fühlte sie einen Stich ins Herz und unterdrückte mühsam einen krampfhaften Seufzer. Doch sie unterdrückte ihn.

Als der Winter kam mit seinen hellen Tagen und seinem frischen Schnee, als der Dompfaff sang auf den von Eiskrystallen glitzernden Bäumen, da hoben sich Yngves Kräfte und seine Lebenshoffnungen noch einmal. Er genoß von ganzem Herzen den herrlichen Winter seines Heimatlandes und das häusliche Behagen, das nur wenige Länder in demselben Maße besitzen, wie wir in unseren ländlichen Wohnungen. Er konnte jetzt zuweilen seinem Schwiegervater am prasselnden Fichtenfeuer bei seiner Abend-

pfeife Gesellschaft leisten, und der Oberdirector war niemals unfreundlich gegen Yngve, sondern schien ihn immer gerne zu sehen. Yngve half scherzend manchmal auch Tante Nella ein Garn verwirren, unter dem Vorwand, es zu entwirren; kurz, er war mitunter wieder der alte lebensfrohe Yngve. Aber dies war wie das aufflammende Lampenlicht kurz vor seinem Erlöschen. Gegen das Frühjahr nahmen Yngves Kräfte sichtlich und schnell ab. Eine ungewöhnliche Niedergeschlagenheit kam manchmal über ihn. Hertha sah, daß in seiner Seele ein Kampf vorging. Sie verstand ihn, denn sie kämpfte stille wie er und um seinetwillen. Und sie siegten zusammen. Yngve ergab sich in den Urtheilsspruch mit liebevollem Gehorsam und schien nur noch voller alles zu genießen, was das Leben ihm noch schenkte, vor Allem durch Herthas Liebe. Je schwächer er wurde, um so mehr liebte er es, an ihrer Seite zu sitzen und sein Haupt an ihrer Schulter ruhen zu lassen.

So saßen sie eines Tags gegen Ende Mais, als die Blüthen der Obstbäume in der warmen Sonne ausschlugen und warme Winde durch die offenen Fenster mit den Blättern der Pflanzen im Idunasaal spielten. Yngve erfreute sich an der lieblichen Frühlingsluft. In Herthas Schooß lag ein Zweig mit frisch aufgebrochenen Apfelblüthen, und Yngves Hand spielte damit, während er die Schönheit der Blumen bewunderte. Der Contrast zwischen dieser aufblühenden Natur und diesem sterbenden jungen Mann war groß, und Hertha, die sonst so streng über sich selbst wachte, vermochte jetzt ihre Thränen

nicht zurückzuhalten. Eine davon fiel auf Yngves Hand; er führte sie an seine Lippen und sagte dann:

„Wie schön, meine Hertha, ist doch das Bewußtsein, daß die Natur Blut von unserm Blut und Fleisch von unserm Fleisch, Leben von unserm Leben ist, daß sie jenseits des Todes mit uns auferstehen und verklärt werden wird durch Ihn, der Leben in sich selbst hat! — Ein neuer Himmel ist nicht ohne eine neue Erde! — Iduna und ihre Früchte sind eine unvergängliche Wahrheit."

Hertha konnte nicht antworten; aber sie fühlte, daß Yngve ihre Gedanken verstanden, und daß er, der sie mit dem Leben versöhnt hatte, sie jetzt mit dem Tod, mit seinem Tode versöhnen wollte. Sie neigte ihr Haupt gegen das seinige und küßte seine Stirne. Diese fühlte sich so sonderbar feucht und kalt an.

„Wie ist Dir's, mein Yngve?" flüsterte sie.

„Wohl," antwortete er; „gerade jetzt sehr wohl!"

Und er schien sanft einzuschlummern.

Hertha umfing und stützte ihn. Sein Kopf sank gegen ihre Brust und fühlte sich schwer; sie hörte seine Athemzüge nicht mehr. So saß sie unbeweglich da, und als ihre Schwestern hereinkamen, fanden sie Hertha beinahe ebenso starr und kalt dasitzend, wie Yngve, den sie fest an ihre Brust gedrückt in ihren Armen hielt.

Still trugen die drei Schwestern Yngve in sein Zimmer und auf sein Bett. Er schlief, schlief tief, und die Küsse seiner jungfräulichen Gattin vermochten ihn nicht mehr zu wecken.

Der Engel des Todes.

Wir sehen oft, daß eine Familie mehrere Jahrzehente hindurch gleichsam unerschüttert von den Wechseln und Stürmen der Zeit dasteht und ruhig und friedlich gedeiht, aber plötzlich kommt ein Sturmwind, der binnen wenigen Monaten oder Wochen ihre Mitglieder fortreißt, oder ihre Umstände gänzlich verändert, so daß sie gleichsam von der Erde ausgestrichen ist, und man sie nicht mehr nennt. Dies ist der Engel des Todes, der über sie hingegangen ist. So sieht man zuweilen einen Orkan in wenigen Stunden alte und junge Bäume des Waldes, die manches Jahr hindurch unbeweglich dagestanden, gleich Aehren hinmähen.

Ein solches Schicksal kam über Herthas Haus. Nach Yngves Hinscheiden folgte schnell ein Todesfall auf den andern. Zuerst starb Yngves Mutter oder vielmehr sie erlosch stille, wenige Tage nach dem Hingang des Sohnes, dankbar und froh ihm folgen zu dürfen. Kurz darauf wurde der Oberdirector von einem Schlage getroffen, verursacht durch eine gewaltsame Aufregung, als der große Proceß auf eine Art entschieden wurde, welche ihn zwang, eine bedeutende Geldsumme herauszubezahlen. Er raffte sich gleichwohl wieder auf, blieb aber am untern Theil des Körpers gelähmt und hatte einen schweren Kampf mit dem Tode; denn er wollte nicht sterben, sondern leben, und er besorgte nach wie vor allein die ökonomischen Angelegenheiten der Familie, ohne sich Jemanden mitzutheilen. Er fühle sich, versicherte

er, so kräftig und klar wie nur je, und er sei überzeugt, daß er vollkommen wiedergenesen werde; er könne noch lange leben. Er arte seinem Großvater nach, der es bis auf hundert Jahre gebracht habe. Mit dieser Aussicht concentrirte sich seine Aufmerksamkeit und Sorge immer ausschließlicher auf ihn selbst allein und auf seine Wiederherstellung als die einzige wichtige Angelegenheit in der Welt. Gleichwohl war er nicht ganz gefühllos gegen die sorgfältige Pflege, die seine Töchter ihm widmeten, und er vertraute sich besonders Hertha mit einer Art von kindlicher Zuversicht an; sie aber fühlte von dem Augenblick an, wo sie in dem despotischen Vater ein schwaches hilfsbedürftiges Kind erblickte, daß sie ihn wieder lieben, daß sie ihn sorgfältig pflegen konnte. Sie dankte Gott dafür, und machte sich nichts aus den Nachtwachen und Anstrengungen, die neben ihrem stillen Herzenskummer immer mehr ihre Gesundheit untergruben. Aber obschon ihr Vater ihre Hingebung zuweilen anerkannte, und sich zu freuen schien, wenn er sie nur im Zimmer sah, so dachte er dabei doch bloß an sich selbst, und sein Egoismus schien immer mehr zuzunehmen, je mehr seine Kräfte schwanden.

Eines Tags, gegen Ende des Sommers, war eine Wespe in sein Krankenzimmer gekommen, und man suchte sie zum Fenster hinauszujagen. „Laßt es sein,“ sagte er ungeduldig; „sie sticht mich nicht.“ In dem Fieberwahnsinn, der sich wenige Stunden vor seinem Tode einstellte, sprach er unaufhörlich davon, daß er an das Obertribunal appelliren werde.

Und er ging, aber vor ein höheres Tribunal, als er gedacht hatte.

Herthas unruhige Ahnungen erwiesen sich nach des Vaters Tod als allzu wohl begründet. Der Oberdirector war als ruinirter Mann gestorben. Das mütterliche Erbe seiner Töchter, die vierzigjährigen Ersparnisse der Tante Nella und sein eigenes Vermögen, Alles war von dem großen Proceß verschlungen worden, der noch bei seinem Tod fortwährte und den er wahrscheinlich in der letzten Instanz noch zu gewinnen hoffte.

Die arme Tante Nella überlebte den Tod ihres Schwagers und das Resultat des großen Processes nur wenige Wochen. In ihren letzten Tagen suchte sie unaufhörlich unter den Papieren in ihrem großen Portefeuille, während sie halblaut von verlorenen Documenten und dem großen Proceß vor sich hinsprach. Ihre unklare, aber unschuldige Seele ging ebenfalls hin, um vor dem höchsten Richterstuhl Rede zu stehen, dessen Urtheil sie wohl kaum zu fürchten hatte. Die alte Anna folgte ihrem Herrn bald ins Grab.

Hertha stand jetzt allein mit ihren Schwestern und besaß weiter nichts, als was sie sich durch ihre Arbeit erworben, sowie die kleine Summe, die Yngve ihr hinterlassen hatte.

„Wir sind jetzt arm," sagte sie zu ihren Schwestern, indem sie dieselben in ihre Arme schloß, „aber wir können arbeiten; wir wollen unser Brod im Schweiße unseres Angesichtes verdienen und niemals klagen, sondern Gott danken. Dies wird uns stär-

ken. Versprechet mir, niemals ein Wort der Anklage gegen unsern Vater zu sagen."

In ihr Tagebuch schrieb Hertha um diese Zeit:

„Yngve ist dahin und mit ihm alle Freude auf Erden. Die Arbeit bleibt mir noch. Und jetzt, — zur Arbeit, zur Arbeit für das tägliche Brod, für die Zukunft der lieben Schwestern und für den Beruf, der mir gegeben worden! Ich werde den Wanderstab nicht fallen lassen, so lange meine Hand ihn zu halten vermag. Aber ich fühle sie bereits zittern. Gott sei mein Beistand und stärke mich, um meines Berufes, um meiner Mutterlosen willen."

Ohne eine Klage über die Vergangenheit wandte sich Hertha mit neuem Eifer zu den Geschäften, wodurch sie hinfort ihr eigenes und ihrer Schwestern Auskommen erwerben und die Zukunft der letzteren sicher stellen mußte.

Aber unter den Anstrengungen, die hiezu nöthig waren, und in Folge der aufreibenden Leiden, welche sie überstanden hatte, kam sie bald mit unbestechlicher Gewißheit das Gefühl über sie, daß sie ihrem Beruf nicht mehr lange werde vorstehen können, daß ihre Laufbahn frühzeitig enden werde.

Es gibt eine Krankheit, welche die Frauen weit öfter befällt, als die Männer, zumal solche Frauen, die von einem heftigen Kummer betroffen oder, wenn man so sagen kann, durch ein mühevolles und freudloses Leben abgenützt worden sind. Wie der meuchlerische Parasit in den Tropenländern an den herrlichen Ceibabaum kommt, in seine weiche Rinde eindringt und wächst und wächst, schlangenartig seinen Stamm und seine Zweige umschlingend und sein

Mark aussaugend, bis er zuletzt nur noch auf einer Leiche lebt, so kommt diese Krankheit, heftet sich gewöhnlich zuerst an die schönsten und weichsten Theile des Körpers, an diejenigen, aus welchen die Kräfte des Lebens fließen, und verbreitet von da ihr heimliches Gift durch den ganzen Körper.

Man nennt den Namen dieser Krankheit nicht ohne Schauder, denn man weiß, daß sie zu den unheilbaren gehört und grausame Schmerzen in ihrem Gefolge hat.

Hertha ahnte ihren Zustand, und da sie sich verpflichtet fühlte, für ihre Schwestern und für ihren Beruf zu leben und zu wirken, da sie ferner ein natürliches Entsetzen vor der Krankheit empfand, deren Symptome sie zu erkennen glaubte, so fragte sie den Doctor Ehrenmann um Rath. Dieser nannte ihr Uebel ein Herzleiden, warnte sie aber vor seinen Folgen und verordnete, was Aerzte in solchen Fällen immer verordnen, Ruhe vor ermüdender Arbeit sowie eine Bad- und Brunnencur. Hertha dankte ihm, bat ihn, ihr einziger Vertrauter in dieser Sache zu bleiben, und der Doctor verließ sie, ohne zu ahnen, daß die Noth ihr verbot, seinen Anordnungen Folge zu leisten. Aber das Bekenntniß dieser Noth wollte nicht über ihre Lippen kommen.

Sie sagte Niemand davon, sie ließ Niemand ahnen, was in ihr vorging. Mit ruhigem festem Blick stand sie aufrecht da, bot alle ihre Kräfte auf, um ihre täglichen Pflichten zu erfüllen, und überließ die Zukunft der Hand des Herrn, an dessen väterliche Leitung sie fest glaubte, dessen Eingebungen sie beständig lauschte. Mit wachsamem herzlichem Wohl-

wollen, mit beredten Lippen stand sie unter der Jugend, welche sich um sie schaarte; mit offenem Herzen empfing sie diejenigen, die sich um Rath oder Trost an sie wandten, und Niemand ahnte den Wurm, der an ihrem Lebensbaum nagte. Nur zuweilen arbeitete sich ein gewaltsamer Seufzer aus ihrer Brust los, und man konnte darin einen Klagelaut zu hören meinen, aber Seufzer und Klage wurden so schnell unterdrückt, daß man kaum darauf achtete. Sie ging täglich und meistens in Begleitung einer ihrer Schülerinnen aus, um frische Luft zu schöpfen. Dann geschah es zuweilen, daß sie auf einmal stehen blieb und eine Weile still dastand. Dies geschah, wenn sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte. Sodann lächelte sie freundlich und setzte ihre Wanderung und die Unterhaltung fort. Bald jedoch wurden die Fortschritte des Verheerers für Jedermann sichtbar in ihrer abgemagerten Gestalt, und sie vermochte es denjenigen, die sie liebten, nicht mehr zu verbergen — der Todesengel saß an ihrem Herzen.

Allerheiligen-Ruhe.

So wird in einigen schwedischen Provinzen eine Zeit genannt, die gewöhnlich zu Anfang Novembers um das Allerheiligenfest eintritt. Es sind Tage, zuweilen eine Woche einer vollkommenen, beinahe wunderbaren Ruhe, die auf die Octoberstürme folgt. Gleich dunkeln Achaten liegen die Seen spiegelglatt zu den Füßen der moosigen Urgebirge, und spiegeln dieselben nebst ihren dunkelgrünen Wäldern, wie auch

selbst die kleinsten Gegenstände am Ufer, mit vollkommenster Klarheit ab. Kein Lufthauch regt sich, kein Vogel zwitschert, der Himmel ist umschleiert, Alles scheint zu ruhen und zu warten; die ganze Natur scheint eine großartige Resignation auszudrücken, indem sie sich vorbereitet, ihr Schicksal über sich ergehen zu lassen und in ihr Wintergrab hinabzusteigen. Noch steigen frische und weiche Erdendüfte aus den Wäldern und den laubbedeckten Urgebirgen auf; aber nur noch eine kleine Zeit, und die ganze Erde ruht starr unter dem weißen Leichenkleid. Sie weiß es und wartet in der Allerheiligen-Ruhe.

Etwas Aehnliches wie diese Ruhe sehen wir in der letzten Periode von Herthas Geschichte hervorschauen und zugleich etwas Höheres. Der Mensch, der Beherrscher der Natur, soll nicht, wie diese, in bloß passiver Ergebung sein Schicksal auf sich nehmen; er muß es mit dem lebendigen Gefühl des Zieles seiner Verwandlung empfangen und tragen, er muß sich selbst beim Anzug des Winters auf das neue Frühlingsleben vorbereiten. Das ist sein herrliches Vorzugsrecht.

Hertha erkannte es tief, und dieses Bewußtsein verlieh ihrem ungewöhnlichen Aeußern einen neuen Adel und verschaffte ihr neue Gewalt über die Gemüther der Menschen. Wenn sie den innern Sturm nicht immer besiegen konnte, wenn ihr Frieden noch von düstern Schatten verdunkelt wurde, so lag die Schuld davon weniger an ihr selbst, als an der Welt, mit welcher ihre redliche Seele noch bis zum letzten Augenblick kämpfen mußte.

Diejenigen, die sie in den letzten Monaten vor

ihrem Hinscheiden sahen, wurden gewöhnlich in hohem Grade ergriffen von ihrem Aussehen und Wesen. Eine dieser Personen schildert einen Besuch bei ihr wie folgt:

„Ich wartete eine Weile allein im Idunasaal, während man mich anmeldete, und unterhielt mich mit der Betrachtung der schönen Bildsäulen und blühenden Gewächse daselbst. Ich hatte Hertha seit vielen Jahren nicht gesehen und erinnerte mich ihrer nur noch als eines stolzen, ziemlich widerwärtigen Mädchens, das augenscheinlich mit sich selbst und der Welt zerfallen war. Als jetzt die Saalthüre sich öffnete und eine edle, aber sichtlich durch Krankheit abgezehrte Gestalt, auf einen Stab mit weißem Elfenbeinknopf gestützt, hereintrat, da hatte ich Mühe, die frühere Hertha in ihr zu erkennen. Die Herbheit in ihrem Ausdruck, die sich zuweilen bis zur Geringschätzigkeit gesteigert und in früheren Zeiten meine kleine Eigenliebe verletzt hatte, war nicht mehr da. Es lag etwas Offenes und Wohlwollendes in dem Lächeln, womit sie mir entgegentrat. Sie schien mir über alle kleinlichen Gefühle und Gedanken in der Welt erhaben zu sein. An den strahlenden Augen, an der edel gewölbten Stirne erkannte ich die frühere Hertha am besten wieder, doch lag darin jetzt ein Ausdruck von stiller Kraft und Klarheit, der sich früher nicht vorgefunden hatte. Jeder Zug, jede Linie in ihrem Gesicht schien mir von einer reichen inneren Geschichte zu erzählen. Die stark entwickelten Nasenflügel hatten ihren etwas übermüthigen Ausdruck nicht mehr, und der ehemalige bittere Zug war in einen Zug stiller Wehmuth verwandelt. Aber

über diesem Ausdruck und dem ganzen Gesicht glänzten die ungewöhnlichen Augen mit verklärendem Licht. Das von den Schläfen zurückgestrichene Haar ließ die außerordentlich schöne Bildung des ganzen Scheitels sehen, während eine einfache weiße Linonhaube sich wie schützend an das Haupt und um die abgemagerten Wangen schmiegte. So wie Hertha jetzt ist, würde sie zum Modell einer Sibylle oder Wala passen, wenn nicht der Ausdruck von duldender Kraft und inniger mütterlicher Zärtlichkeit sie eher zum Typus des maccabäischen Weibes, der Mutter der Märtyrer machte.

„Ich wurde vom Anblick dieser edlen Ruine des einst so stattlichen Weibes dermaßen gerührt, daß ich nur mit Mühe meine Thränen zurückhielt. Aber sie sprach so ruhig und freundlich, daß ich mich ebenfalls bald beruhigte und sodann mit unbeschreiblichem Genuß ihren Worten lauschte, die so reich an Lebenserfahrungen und großen Zukunftsideen waren. Sie ist in ihren Forderungen an unser Geschlecht streng, just weil sie so hoch von seiner Aufgabe denkt. Von ihren Schülerinnen, besonders von einigen jungen Unterlehrerinnen in der Schule, sprach sie mit großer Zärtlichkeit und warmem Lob. Nur wenn sie auf den Unverstand der Eltern in Bezug auf die Erziehung ihrer Töchter und auf die Hindernisse, die unsere Gesetze der Entwicklung junger Weiber in den Weg legen, zu sprechen kam, dann kehrte der bittere Ausdruck in Ton und Gesicht zurück. Aber er verschwand wieder vor einem Blick in die Zukunft. Sie konnte meine Töchter nicht in ihre Schule aufnehmen, weil sie voraussah, daß sie dieselbe bald

schließen müsse, denn ihre Gesundheit gestattete ihr nicht mehr, die erforderliche Aufsicht zu führen. Aber über diesen Gegenstand glitt sie leicht weg und empfahl mir eine ihrer Unterlehrerinnen als Gouvernante für meine Töchter. Ich habe gehört, daß die Aerzte ihr kein Jahr mehr geben, und ich verließ sie mit dem schmerzlichen Gefühl, daß ich sie nie wieder sehen und hören werde. Nie werde ich den Glanz ihrer Augen vergessen und ebenso wenig die Liebe, welche ich in den Augen ihrer Jugend leuchten sah, als ich sie in die Schulzimmer begleitete. Alle schienen zu wissen, daß sie bald von ihnen scheiden müsse, und man sah es ihnen an ihren Blicken und ihrem ganzen Wesen an, wie wehe ihnen dieser Abschied that."

Wie sah es in der Seele aus, deren stillen Kampf und innigstes Sehnen Niemand wußte, als Gott und der Freund, der jetzt nicht mehr auf Erden weilte? Wir wollen ihre Tagebuchnotizen antworten lassen.

Aus Herthas Tagebuch.

Es sind mehr als drei Jahre verflossen, ohne daß ich etwas über mich niederschrieb. Nach Yngves Hingang hatte ich gewissermaßen das Interesse an mir selbst verloren, und Zeit und Gedanken wurden von der Arbeit für den Lebensunterhalt in Anspruch genommen. Jetzt schreibe ich wieder, um mich zu beschäftigen, denn ich habe jetzt Zeit genug. An den Felsen Marstrands, umbraust vom großen Meer, genieße ich zum erstenmal seit vielen Jahren eine

kurze Zeit der Ruhe. Wie schön, wie wundersam und lieblich ist es, für einige Zeit nichts anderes zu thun zu haben, als was die Blumen und die Bäume thun: sich von der Sonne baden, vom Winde umkosen zu lassen! — Dennoch wäre ich meinetwegen nicht hieher gegangen, denn mir hilft die liebliche Luft der *schwedischen Madeira* nicht mehr, obschon sie mir ein wenig Linderung verschaffen kann, aber meine Maria bedarf des Bades; ihre bleichen Lippen und Wangen sagen deutlich, daß sie an der Krankheit leidet, die bei jungen Mädchen, welche viel im Zimmer sitzen und Unterricht geben müssen, so gewöhnlich ist. Ach! dieses Leben und diese Arbeit sind nicht für sie; denn sie hat keine Freude daran; aber wie soll sie ihr Brod finden, außer in diesem Beruf? Ich sehe mich allenthalben um, finde aber nichts für sie. Sie ist nicht geschaffen, um mit der Armuth und Noth zu kämpfen. Martha wird diesen Kampf besser aushalten. Aber was für Aussichten hat sie in dem einzigen Beruf, der ihr offen steht, in dem Beruf einer Haushälterin? Welche Zukunft wartet des denkenden jungen Mädchens?

Schweden! deine jungen Töchter erziehst Du allzu stiefmütterlich, und das wird sich an deinen Söhnen und Töchtern rächen bis ins dritte und vierte Glied!

1. August.

Ich trete heute in mein vierundvierzigstes Jahr. Aber ich fühle mich noch jung. Es ist mir, als könnte ich jetzt erst recht anfangen, für Andere zu leben, wenn ich nur — Zeit hätte. Frische Gefühle, neue Gedanken kommen mit den frischen Winden vom

Meere her. Neue Aussichten eröffnen sich, groß wie der unendliche Raum! . . . Könnte ich entwickeln, mittheilen, was in meinem Innern tagt! Aber auf der Erde geschieht das nicht, denn ich muß bald sterben. Und ich wünsche auch nicht länger zu leben, da ich nicht mehr wirken kann. Ich will nicht als eine nutzlose Last das Wenige verzehren, was ich jetzt meinen Schwestern, meinen lieblichen Pflegerinnen hinterlassen kann.

Maria befindet sich wohl in dem Bad und dem frischen Landleben dahier, und ich kann sie auf Bootfahrten in die Scheeren hinausbegleiten. Wie frisch und eigenthümlich schwedisch ist nicht diese Natur! Man sieht Anfangs nur kahle, graue Felsen, umbraust von den blauen Wogen, überall hervorragende Felseninseln und Scheeren. Aber kommt man ihnen näher, da öffnen sie sich wie durch einen Zauberschlag und enthüllen reizende Haine und Gärten, wo hohe weiße Lilien im Schooß der Felsen blühen, während der Epheu und das wilde Geisblatt sich um den moosigen Granit schlingt. In den Thälern am Fuße der Berge ist die Vegetation herrlich, und von allen Punkten her sieht man das bewegliche blaue Meer und athmet seine erfrischende weiche Luft. O diese Natur, dieses Meer, wie manche Gedanken erwecken sie nicht, Gedanken, die ich hier auf der Erde nicht werde ausdenken können!

7. August.

Ist es die Krankheit, die wieder überhand nimmt, oder ist es diese Geschäftslosigkeit, die nicht für mich taugt, aber meine Schlaflosigkeit nimmt zu, und bit-

tere Gedanken und Gefühle, die ich nicht zu hegen wünsche, von denen Gott mich in seiner Barmherzigkeit befreien möge, kehren von Neuem wieder. Der Anblick meiner Schwestern erweckt sie ebenfalls, denn was soll aus den armen Kindern werden, wenn ich fort bin? Mein väterlicher Freund, der Landrichter Carlsson, ist auch dahin. Meine Schwestern besitzen keinen Freund, keine Stütze in der Welt. Beide sind wohlbegabte junge Weiber, doch ohne außerordentliche Talente, außerordentlich bloß durch den Adel ihres Gemüths und ihre aufopfernde Liebe. Wie anders hätte nicht ihr Schicksal sich gestalten können, wenn sie frühzeitig ihre Kräfte in edler Selbstbestimmung, in einer Atmosphäre von Freiheit hätten üben dürfen, und wenn das Vermögen, das... doch stille, stille, bitteres Herz, stille!

Gott! — Du bist es nicht, allgütiger Vater, den meine Stimme anklagt, denn Du hast das Weib als frei erklärt und mit mancherlei guten Gaben ausgerüstet, und Du hast die Erde reich und schön geschaffen. Die Bande, die Du angelegt hast, sind Bande der Liebe, des Geistes; o, wie willig beuge ich mich nicht Deinen Gesetzen! Aber vor Menschensatzungen, welche binden, was Du gelöst, welche den Weg versperren, den Du offen gelassen, welche karg und als Almosen die Freiheit zumessen, die Du Allen gegeben hast, vor Menschensatzungen, welche uns die Schwingen des Bewußtseins und der Kraft beschneiden, um die Seelen in der Knechtschaft zu halten, vor diesen Satzungen beuge ich mich in Ewigkeit nicht! Und die Menschen, welche daran festhalten und Frieden rufen, wo kein Friede ist, sie wissen nicht, was sie

thun. Vater! nimm diese Bitterkeit aus meinem Herzen und gib mir Deinen Frieden, bevor ich sterbe!

10. August.

Die giftspritzende Schlange will nicht weichen, und das ist mir ein Zeichen, daß ich heim muß, um zu arbeiten und in meinem Beruf zu wirken, so lange es Tag ist. Das wird mir Frieden geben. Ich lasse Maria im Schutze Ingeborg Ehrenmanns und reise mit meiner Martha nach Hause.

Idunasaal. September.

Wieder in meinem Heimwesen, in meinen gewohnten Umgebungen, in meiner Schule. Und ich bin besser, ruhiger. Es liegt in der Thätigkeit des Geistes für Andere eine mächtige Heilkraft. Sie gehört zu Idunas verjüngenden Früchten.

October.

Aber lange werde ich nicht mehr wirken können. Ich muß meine Alltagsschule aufgeben. Der Sonntagsschule will ich meine letzten Stunden weihen. Doctor Ehrenmann hat mir versprochen, daß ich den Winter nicht überleben werde. Gott sei Dank, daß ich nicht in mehrjähriger Krankheit das Wenige verzehren muß, was ich jetzt meinen Schwestern hinterlassen kann.

Ich hätte ihnen und meinen andern jungen Freundinnen noch gar Vieles zu sagen, aber ich muß jetzt Alles in den Mittelpunct zusammendrängen, in das Eine, was Noth thut für ihr Bewußtsein und

ihr Leben. So stark wie ich es selbst fühle, will ich ihnen ihre ewige Bestimmung, ihre Verantwortlichkeit als Menschen und als Mitglieder einer Gemeinschaft, welche das ganze Menschengeschlecht umfaßt, um es durch Christus in Gott zu vereinen, in seiner himmlischen Gemeinschaft freier, geheiligter Geister, an das Herz oder vielmehr in ihr Gewissen legen. Und darum sei Du allein unser Lehrer in der noch übrigen Zeit, Du guter Seelenhirte, und möge Deine Größe, mögen die Horizonte, die Du über das Menschenleben, die Natur, die Ewigkeit, einen neuen Himmel und eine neue Erde eröffnest, alles Kleinliche und Engherzige oder Egoistische aus den jungen Gemüthern verwischen! Dann werde ich zufrieden sterben. Ein glücklicheres Menschenkind als ich wird vollenden, was ich begonnen habe, aber ich habe doch das Werk begonnen, und ich sehe um mich her eine kleine Schaar, welche muthig im Namen der Wahrheit und des Gewissens für eine bessere Zukunft kämpfen wird.

Den Winter über war Hertha zeitweise ans Bett gefesselt, aber da ihr Herzleiden sie am Liegen hinderte, so richtete man es so ein, daß sie im Bette halb saß. Den größeren Theil der Zeit brachte sie jedoch in einem bequemen Lehnstuhl zu, denn gehen konnte sie fast nicht mehr. Hier beschäftigte sie sich damit, daß sie etwas niederschrieb, was sie ihren jungen Freundinnen als ein Testament hinterlassen wollte. Mitunter schrieb sie auch in ihr Tagebuch. Im Frühjahr schreibt sie:

April.

Doctor Ehrenmann hat sich und mich getäuscht. Ich lebe noch und muß vielleicht noch lange auf diese Weise leben. Meine größte Furcht ist, daß ich meinen Schwestern zur Last werden, daß ich das Wenige verzehren möchte, was ich ihnen hinterlassen könnte! Vater! laß das nicht geschehen!

Im Mai.

Schon lange habe ich keinen Traum mehr gehabt, der aufgezeichnet zu werden verdiente. Aber heute Nacht träumte ich schön. Ich sah die drei Nornen wieder, die strengen mütterlichen Drei, die ich früher oft in meinen Träumen gesehen; sie traten aus einem dunkeln Walde hervor und winkten mir hinein, während sie sich zurückzogen. Ich folgte ihrem Ruf, aber nicht ohne einen Schauder vor dem dunkeln Wald, dessen Luft sich kalt einathmete. Aber als ich hineintrat, da öffnete der Wald seine Säulenreihen, und die hohen Fichtenstämme glänzten und dufteten herrlich; in der Tiefe des Naturtempels sah ich nicht die Nornen, sondern zwei Gestalten, die Schatten glichen; aber sie kamen auf mich zu, und als sie näher traten, bekamen sie Farbe, bestimmte Formen, strahlende Schönheit. Ich erkannte sie wieder, es waren Alma und Yngve; sie lächelten mir zu und winkten, und — ich erwachte mit hochklopfendem Herzen und erkenne mit Freuden, was der Traum mir verkündet.

August.

Meine Iduna, alle meine geliebten Bildsäulen, meine Bibliothek, meine Gemälde sind verkauft an

einen reichen Mann, der seine Villa damit schmücken will. Um meine Schwestern nicht des Nothwendigen berauben zu müssen, des kleinen Capitals, das ich für sie angelegt habe, mußte ich das Nichtnothwendige veräußern. Ich suche es kalt hinzunehmen, aber dennoch brennt es mich im Herzen. Hätte ich mein Vermögen behalten oder länger leben dürfen, so hätte ich den Idunasaal zu einer Gewerbeschule für Mädchen und Jünglinge eingerichtet und meine geschickte Martha zur Vorsteherin gemacht; aber dieser Zukunftsplan muß begraben werden, wie mancher andere. Wohlan! was ist es mehr? Nackt bin ich aus meiner Mutter Schooß gekommen, nackt werde ich dahin zurückkehren. Aber ehe der Idunasaal öde und leer wird, will ich noch einen Abend meine jungen Freundinnen, die Kinder meiner Seele, daselbst um mich sehen, will noch einmal, zum letztenmal mit ihnen sprechen.

Wer einige Wochen später die festliche Versammlung im Idunasaal an einem schönen Septembermittag gesehen hätte, der hätte nicht geahnt, daß der stille, unheimliche Gast, dessen Bild die Aegypter bei ihren Festschmäusen als ein Memento mori gegenwärtig hatten, auch hier zugegen und der heimliche Wirth war. So schön war das Gewand, hinter welchem er verborgen wurde, so freundlich, so heiter erschien das Gemälde des Lebens, das hier von den lieblichen Strahlen einer hellen Herbstsonne beglänzt wurde. Man sah in ihrem Glanz eine Schaar festlich geschmückter junger Mädchen, sämmtlich in weißen, einfachen Kleidern, mit lebenden Blumen in den

Haaren, und mitten in diesem Kreis anmuthsvoller junger Wesen — mehrere von ihnen waren wirklich schön, alle Gesichter aber glänzten in diesem Augenblick von einem innern Strahl, der sie schön erscheinen ließ — saß in ihrem Lehnstuhl eine edle Frauengestalt, gleichfalls weiß gekleidet und mit der einen Hand einen Stab mit weißem Elfenbeinknopf umfassend, woran sie sich gleichsam aufrecht erhielt, während sie mit klaren, leuchtenden Blicken und einem Ausdruck von unsäglicher Mutterzärtlichkeit auf die jungen Mädchen umher schaute und mit ihnen sprach. Wohl war ihr Gesicht abgezehrt und gleichsam durchfurcht von Leiden, aber doch war darin Etwas, was größer war als das Leiden, Etwas was mit wundersamen Zügen von Schönheit über die Spuren desselben vorherrschte und diesem Gesichte ein Licht, ein Leben, eine Verklärung gab, wie keines Künstlers Pinsel, sondern nur die Seele sie dem menschlichen Antlitz zu geben vermag. Sie trug ihr Haupt noch hoch und der Ausdruck mütterlicher Liebe mischte sich in ihrem Blick mit dem Ausdruck einer gottbegeisterten Lehrerin. Die jungen Mädchen fühlten es tief. Entzückt und demüthig, voll von hingebender Liebe, schmiegten sie sich an sie, um ihre Hände, ihre Kleider zu küssen, und obschon sie gewöhnlich Liebkosungen nicht liebte und gestattete, so ließ sie es doch in dieser Stunde geschehen.

Sie hatte die jungen Mädchen ihre Absicht mit diesem Fest als Abschiedsfest nicht ahnen lassen, aber eine innere Stimme schien ihnen die Bedeutung desselben zu verkünden und versetzte sie in eine innige, feierliche Stimmung. Einige von ihnen gehörten den

höchsten Classen der Gesellschaft an, einige waren Töchter von Handwerkern, die meisten gehörten zum Mittelstand; alle waren Zöglinge aus der Sonntagsschule. Zu den Füßen des Idunabildes war ein Tisch gedeckt, mit Blumen, die geschmackvoll in antik geformten Urnen geordnet waren, und mit einem großen Reichthum von Früchten der Jahreszeit besetzt. Hertha ließ ihren Lehnstuhl zu dem Tisch rollen (die jungen Mädchen wetteiferten, dabei zu helfen) und nahm an der Mahlzeit Theil, nachdem sie zuerst im Namen Aller dem Geber aller guten Gaben für diese Gaben gedankt hatte. Lange hatte Hertha sich nicht so schmerzfrei, so kräftig gefühlt. Das Leben in dieser Stunde gab ihren Wangen wieder Farbe, ihre jungen Schülerinnen sahen mit Freude auf sie und glaubten, sie werde ihnen wiedergeschenkt werden; Freudenthränen glänzten in manchen Augen. Während Hertha als Wirthin mit freigebiger Hand die schönsten Früchte unter ihren jungen Freundinnen vertheilte, lenkte sie das Gespräch auf die Veredlung derselben und auf den Beruf des Menschen zur Veredlung der Natur, und wie gewöhnlich suchte sie die Gedanken der jungen Mädchen auf denjenigen Theil der Arbeit zu lenken, der vorzugsweise dem Weibe zukommt; sie ließ sie sich selbst darüber aussprechen und warf wie gewöhnlich ihre eigenen belebenden Ansichten über diesen Gegenstand hin. Sie sprach von dem weiblichen Einfluß durch einen entwickelten Schönheitssinn, zum Theil auch practisch durch die Gartencultur. Sie wies auf die schöne Mythe von Iduna und ihren Aepfeln als auf ein Sinnbild des Verhältnisses der jungen Frauen zur

Natur und zu den Menschen hin. Der Lustgarten des Paradieses schimmerte in ihrer Darstellung gleichsam durch den irdischen Lustgarten hindurch. Olof E., der einzige junge Mann, der bei dem Feste zugegen war, verlas sodann auf Herthas Geheiß eine kurze Abhandlung über den Menschen als Veredler der Natur. Der junge Mann besaß einen klaren Blick und warmen Sinn für diesen Gegenstand, und seine Ansichten stimmten vollständig mit denen Herthas überein. Gleichwohl wurde er jetzt nicht mit der Aufmerksamkeit angehört, die er verdient hätte. Die Mädchen wollten in dieser Stunde nur Hertha allein hören.

Nach dem heitern Mahl sammelte sie ihre Schülerinnen wieder um sich, wie in den Unterhaltungsstunden, und bat um ihre Aufmerksamkeit für das, was sie ihnen jetzt zu sagen hatte. Unbeschreiblich war die Spannung, womit die Blicke und Seelen der Kinder gleichsam an den Lippen der geliebten Lehrerin hingen, die sie jetzt zum letztenmal hören sollten. Ihre schwächere, zuweilen brechende Stimme, sowie der überirdische Glanz ihres Blickes, Alles verkündete ihnen diese Gewißheit.

Zum erstenmale erzählte sie ihnen jetzt Stücke aus ihrer eigenen Geschichte, vermied dabei Aeußerlichkeiten, sprach aber von ihren innern Erlebnissen, ihren Seelenkämpfen, ihrer Sehnsucht, ihrem Suchen, ihren Zweifeln, bis zu ihrem Zusammentreffen mit Yngve. Sie sprach von ihm. — O! mit welchem Ausdruck, mit welchen Tönen erzählte sie, wie sein rechtschaffenes Gemüth, seine Güte, seine Kenntnisse ihrer Seele Frieden und Licht gegeben, sie mit dem

Leben versöhnt hatten. Dann sprach sie von ihrer innigen Vereinigung mit Yngve im Dienste der Jugend, deren Leiden und Sehnsucht sie verstehen gelernt habe, weil sie dieselben gleichfalls empfunden; sie sprach von den Plänen, welche sie mit Yngve zu diesem Behuf entworfen hatte.

„Es wurde mein Loos," fuhr Hertha fort, „allein ausführen zu müssen, was wir beide ausgedacht hatten, und darum ist es so unvollkommen, so lückenhaft geworden. Ach! ich selbst bin bloß ein Bruchstück von der Frau, von der Lehrerin, die ich für euch hätte werden können, wenn . . . Aber der Unmündigkeitszustand meiner Jugend, meine lange Dämmerung und später der Gram um meinen hingegangenen Freund haben meine Kraft gebrochen und mich vor der Zeit geknickt. Die Liebe zu euch, meine Kinder, hat mich aufrecht erhalten. Ich bin euch nicht geworden, was ich sollte und wollte. Laßt eure jungen Kräfte, euren Willen meine Mängel ersetzen, und höret in dieser Stunde auf meine Worte, als auf die Worte einer sterbenden Freundin. Tretet entschlossen in den Dienst Gottes, als Arbeiterinnen in seinem Weinberg; dies gibt Kraft, viel zu ertragen, viel zu überwinden, viel zu verlieren und sich dennoch niemals verlassen oder arm zu fühlen. Der Gaben sind mancherlei und der Aemter in der Welt sind mancherlei, aber der Herr ist der Eine, sagt der Apostel, und in ihnen allen kann man dem Einen dienen. Die Welt ist groß, Gott ist größer, und Alles darin ist sein und zu seiner Verherrlichung geschaffen. Die Sonne am Firmament und die kleinste Blume des Erdbodens zeugen von ihm. So müßt

auch ihr von ihm zeugen, ihr jungen Weiber, aber in einem höheren Sinn. Wißt ihr, warum ich euch gebeten habe, heute in euren Festkleidern zu mir zu kommen? Weil ich euch gerne so sehe und weil ich euch ans Herz legen wollte, mit dem Schönsten und Besten, was ihr von Gott empfangen habt, im Leben hervorzutreten, um von Ihm, dem Heiligen und Guten, zu zeugen. Den ganzen Frühling von äußeren oder inneren Gaben, der gewöhnlich der Jugend gehört und den man so gerne in den Dienst der Eitelkeit nimmt, müßt ihr Ihm, dem Höchsten, weihen. Werdet seine Dienerinnen in Wahrheit und Schönheit. Verschmähet es, etwas Geringerem zu dienen. Erhebet, adelt das geringste Geschäft der Erde dadurch, daß ihr es seinem Dienste heiliget. Fürchtet euch nicht, erforderlichen Falls als seine Wahrheitszeugen in der Welt aufzutreten, aber thut es edel und als Wesen, die mit seiner Inspiration begnadet sind. Gott hat seinem letzten Werk auf Erden gestattet, auch nach dem Sündenfall eine bleibende Erinnerung an seine erste Liebe, das Verlangen nach Ihm und seiner Offenbarung zu behalten. Bewahret dieses Sehnen als euer heiligstes Erbe und lauschet der Stimme Gottes darin; — befolget, was sie euch eingibt. Lasset das heilige Feuer auf dem Altar eures Herzens nicht erlöschen, es würde sonst auf Erden gänzlich ausgehen. Lasset es immer heller, höher, stärker für alles Edle, Gute, Rechte, Wahre und Göttliche brennen; dann wird es die Geschlechter der Erde durchdringen, erwärmen, erheben. Schauet euch ohne Furcht, ohne ängstliche Beschränkung eures Blickes in der Welt um und fraget

dann: Was will Gott von mir? Fraget ehrlich, und was er euch sagt, das thut, das werdet. Aber fraget euch das, indem ihr wie Maria zu den Füßen des Weltversöhners lauschet. Fürchtet den Hochmuth, aber nicht minder die falsche Demuth, die sclavische Ergebung in das Urtheil der Menschen. Achtet auf das Zeugniß eures Gewissens, achtet euch selbst als die Zeugen der ewigen Wahrheit auf Erden. O! junge Weiber, euer Beruf ist groß, eure Zukunft herrlich im Dienste des Heiligen! Widmet euch demselben mit heiligem Ernst, entschlossen, muthig, demüthig, aber fest, und alles Andere wird euch durch ihn zufallen. Ihr werdet im Anfang auf Widerstand, Mißtrauen, Spott, Hohn und Härte von Seiten vieler Menschen stoßen. Aber ertraget es geduldig, lasset euch durch Niemand und durch Nichts eure Zukunftshoffnungen und euren Glauben an den Befreier rauben. Diese werden siegen und ihr mit ihnen, für euch selbst und für Viele! . . . — Ich muß schließen... — ich werde euch bald verlassen; — Gott ruft mich ab. — Lasset mich die Hoffnung auf euer treues Festhalten an eurem höchsten Beruf mit mir nehmen, und ich werde freudig sterben, denn — — ich habe dann nicht vergebens gelebt."

Hertha verstummte. Die Fieberflammen auf ihren Wangen brannten hoch und ihre klaren Augen blickten fragend und fordernd in feierlichem Ernst auf ihre jugendliche Umgebung. Die Mädchen erhoben sich sämmtlich und kamen, eine um die andere, um das Knie vor ihr zu beugen und das Haupt in ihren Schooß zu legen. Hertha hatte ihren Stab fallen lassen. Mit ihren zitternden Händen hob sie die

jugendlichen Häupter empor, sah in die thränenvollen Augen der Kinder, segnete sie mit ihrem Blick, küßte sie auf die Stirne und gab jeder von ihnen einige Worte der Liebe und ein Andenken.

„Lebt wohl! wir sehen uns wieder!" waren die letzten Worte, die sie zu flüstern vermochte, indem sie endlich mit Blick und Hand von ihnen Abschied nahm.

Nach diesem Abend sah Hertha Niemand mehr als ihre Schwestern, ihren jungen Freund Olof E. und ihren Arzt; denn ihre Leiden waren groß. In ihrem Lehnstuhl sitzend, verbrachte sie Tage und Nächte mit wenig Schlaf und beinahe ohne Nahrung. Sie ließ sich gerne vorlesen, besonders solche Stellen aus der heiligen Schrift, worin große, weltbefreiende Ideen sich kundgeben. Dann richtete sich ihr Haupt empor, ihre Blicke leuchteten wieder, indem sie, wie früher manchmal, in der Ferne eine große und herrliche Erscheinung zu schauen schienen. Ihr Kopf behielt seine Klarheit und ihr Gesicht seine Heiterkeit, mit Ausnahme der wenigen Augenblicke, wo es durch Schmerzen oder irgend eine bittere Erinnerung verdüstert wurde. Bis auf ihre letzten Stunden beschäftigte sie sich zuweilen auch noch mit Schreiben und zeichnete allerlei auf, was sie ihren Schülerinnen nicht mehr mündlich sagen konnte. Zuweilen schrieb sie auch noch in ihr Tagebuch. So wenige Tage vor ihrem Tode, wie folgt:

„Gott sei gelobt! es geht mit mir zu Ende! Hier kann ich jetzt nur noch eine Last für meine Freunde sein. Dort, jenseits werde ich vielleicht als Schutz-

engel über sie wachen und für sie wirken können. Diejenigen, die unser individuelles Dasein und unsere Freundschaftsverhältnisse bloß auf die irdische Zeit beschränken, haben nicht verstanden, was das Evangelium uns lehrt.

Mein Gesicht nimmt ab, meine Hand zittert; — aber der Gedanke und das Herz sind noch jung. Alma! Yngve! Ich komme zu euch mit einer Seele voll von Liebe und Lernbegier, um mit euch oder durch euch Gottes Herrlichkeit zu schauen, wenn ich dieser Gnade würdig werden kann!"

Kurz vor ihrer letzten Stunde schrieb Hertha in ihr Tagebuch, wie es schien, um beunruhigende Gefühle zu verscheuchen:

„Ich war in meiner Jugend oft hart und schonungslos gegen Andere, und sagte mit Herbheit, was ich für recht oder wahr hielt. In diesen Tagen ist mir dies vergolten worden. Ein entfernter Verwandter, der an meinem Vater Geld verloren, hat mir neulich folgenden Brief geschrieben: ‚Sowohl mein als Ihr eigenes Unglück hätte verhindert werden können, wenn Sie Ihren Vater zur rechten Zeit gezwungen hätten, Rechenschaft über Ihr Erbe abzulegen, wenn Sie die Mittel benützt hätten, die unsere Gesetze an die Hand geben, um Ihre Freiheit zu gewinnen. Dann hätten Sie sich längst mit Yngve verheirathen können, er wäre am Leben geblieben, Sie hätten sich nicht, wie jetzt, zu Schanden gearbeitet, und Ihre Schwestern hätten eine gute Versorgung, ein gutes Auskommen erhalten können. Alles wäre anders geworden. Lassen Sie uns nicht den

Gesetzen und Umständen in die Schuhe schieben, was wir durch unsere eigene Unentschlossenheit und unsere Furcht vor dem Urtheil der Welt verschuldet haben.'

„Diese Worte haben mir unendlich wehe gethan. Habe ich wirklich das Alles verschuldet? Habe ich so viel gefehlt? Yngve! bin ich's, die dein frühzeitiges Grab gegraben hat? Meine Schwestern, bin ich's, die eure Zukunft gestört hat? — Ich sehe und verstehe nicht mehr klar. Die Krankheit schwächt mich. — Die Schatten des Todes umringen mich. — O! dies ist ein bitterer Kelch! — Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

Folgende Worte ohne Datum sind mit einer festen Hand und mit bedeutend größeren Buchstaben, so wie Halbblinde sie machen, geschrieben:

„Ich habe das Rechte thun wollen, ich habe dem Gebote Gottes und meines Gewissens gehorcht. Wenn ich darin geirrt, wenn ich durch Erfüllung einer Pflicht andere versäumt habe, so ist das nicht meine Schuld. Ich konnte nicht anders handeln, und — ich bin das erste Opfer gewesen. Vor Gott stehe ich gerechtfertigt da durch meinen redlichen Willen; aber —

„Vaterland! Du, das ich so innig geliebt, dem ich mit meiner ganzen Seele und all meiner Kraft dienen gewollt, das aber meine Seele und meine Kraft gering achtete, Du, das ich gleichwohl segne für das Gute, das Du gabst, dessen ehrenreiche Zukunft ich noch unter den Schatten des Todes voll Glauben schaue; Dir vertraue ich meine Mutterlo-

sen! Sei ihnen eine gütigere Mutter, als Du mir gewesen. Gib ihnen, gib um deiner eigenen Zukunft willen allen Deinen Töchtern, was Du meiner Jugend versagt hast: Freiheit, Zukunft, eine Heimath für das Leben des Geistes! Für mich begehre ich nichts mehr. Mein Wanderstab ist niedergelegt, meine Pilgerschaft ist zu Ende;

Ich erhebe meine Hände
Auf zu Gottes Berg und Haus."

Die Kungsköpinger.

Niemals hatte man in Kungsköping die Krankheit und letzten Augenblicke einer Person mit so allgemeiner Theilnahme beobachtet, wie bei Hertha. Es gab aber auch nur wenige unter den bessern Familien der Stadt, die nicht eine Tochter oder eine junge Verwandte in ihrer Schule gehabt hätten und ihr für die Erweckung eines schöneren Lebens bei diesen Kindern zu Dank verpflichtet gewesen wären. Als sie dahin war, sang man im Chor ihr Lob, und schöne, von warmen Eingebungen des Herzens dictirte Verse wurden zu ihrer Ehre gedichtet. Während ihrer langen Krankheit schickte man ihr Alles, wodurch man sie erfreuen zu können glaubte, und auch größere Gaben würden nicht ausgeblieben sein, wenn Hertha sie nur mit einem halben Wörtchen hätte veranlassen wollen. Aber ihr angeborner Stolz ließ ihr das nicht zu. Ihre nächsten Freunde bat sie bloß, sie möchten nach ihrem Tod gegen ihre Schwe-

stern gut sein. Und war es Pietät gegen ihr Gedächtniß oder eine Wirkung des himmlischen Schutzes, welchen Hertha zuweilen ihren Schwestern gewähren zu können hoffte, wenn sie einmal gestorben wäre, gewiß ist, daß Jedermann gut gegen sie war, und daß ein freundlicher Stern über ihrem Leben aufzugehen schien. Schon vor Herthas Tod hatten der junge Olof E. und Maria sich einander in inniger Hochachtung und Ergebenheit genähert, und bald darauf sehen wir Olof E. auf eine Stelle befördert, wo er seiner holden Maria seine Hand und eine sorgenlose Lebensstellung anbieten kann. Martha soll zur Vorsteherin einer Gewerbeschule ernannt sein, die einige Kungsköpinger zum Andenken an Hertha für junge Mädchen gestiftet und wozu sie die Bildsäulen gekauft haben, welche Hertha dafür bestimmt hatte. Der Geist des Lebens und der Liebe zu höherer Entwickelung, den sie geweckt hatte, lebte und lebt noch jetzt in der Stadt fort.

Er hat auch bewirkt, daß die gute Pfarrerin alle ihre Wünsche in Bezug auf die Kleinkinderschule in Erfüllung gehen sah. Wer jetzt Lehrerin dort ist, seit Amalie mit ihrem Mann an einen andern Ort gezogen, wissen wir nicht.

Seit Maria Taube sich verheirathet hat, haben der Pfarrer und die Pfarrerin eine neue Tochter ins Haus genommen, und die Pfarrerin wünscht sich noch eine. Die guten Leute haben noch Raum in ihrem Hause und in ihrem Herzen.

Mimi Schwanberg setzt ihre vielseitige Thätigkeit als Stadträthin fort, auch nachdem sie sich

mit einem vermöglichen Manne der Stadt verheirathet hat.

Ihr Schützling, die helläugige, aber lahme kleine Sängerin Mina, ist als Gesanglehrerin in der Kleinkinderschule angenommen worden und theilt ihr fröhliches, unschuldvolles Leben zwischen dieser und ihrer nunmehr durch Unterstützung des Geschwistervereins glücklichen Mutter. Gewiß hat man niemals ein lahmes Wesen gesehen, das in Bezug auf sein Leben und seine Gemüthsart so sehr einem Singvogel geglichen hätte.

Frau Hahnekamm fährt mit ihren Kaffeevisiten und ihren Kämpfen gegen die zucht- und sittenlosen Principien der Neuzeit fort und beklagt sich laut, daß Jungfer Krausbär sich immer mehr von denselben anstecken lasse und dafür Partei nehme.

Professor Methodius hat sein System immer noch nicht recht ins Blei gebracht, und der Protocollsecretär N. B. ist mit seinem Buch gegen die Frauenvereine immer noch nicht fertig geworden. Er ist inzwischen für sich selbst in einen Frauenverein getreten, d. h. er hat sich mit Mimi Schwanberg verheirathet.

Frau Eule, die nicht mehr über die sieben Täubchen oder über die vielen Töchter ihrer Tochter Ingeborg, sintemal dieselbe nur eine einzige Tochter und zwei Söhne bekommen hat, und eben so wenig über das Schicksal ihrer Tochter seufzen kann, die an der Seite des besten Mannes vollkommen glücklich ist, hat sich jetzt vorgenommen, über fünf Fräulein Hopfenstang und neun Fräulein Eule, die mit

ihr verwandt sind, so wie über ihre ungewissen Aussichten zu seufzen.

Zu guter Letzt wollen wir noch von zwei Personen sprechen, die Hertha sehr am Herzen lagen, und mit denen sie in ununterbrochener Verbindung blieb; aber wir haben nur wenig von ihnen zu sagen:

Rudolph, der arme Rudolph, wie Hertha ihn zu nennen pflegte, setzte seine Fußwanderungen mehrere Jahre fort, und schickte zuweilen einen Brief an Hertha, nebst einer kleinen Geldsumme „für die Abgebrannten". Nach Herthas Tod hören die Nachrichten von ihm auf, und es ist wahrscheinlich, daß er sie nicht lange überlebt hat. Aus seinen Briefen sieht man, daß er weder Rast noch Ruhe auf Erden fand, sondern beständig von seinen Erinnerungen an die Brandnacht verfolgt wurde und von einer Stimme, die ihm zuzurufen schien: Fort, fort! Aber er hörte auch eine andere Stimme, die ihn sein Haupt aufrichten, emporschauen und rufen ließ: Jenseits, jenseits! Eine Stimme, die ihm von einem Gott flüsterte, der größer ist, als unser Herz, der Alles weiß, und bei dem viel Vergebung ist. Und wie es menschliche Irrsterne gibt, die auf ihren excentrischen Bahnen kurze Zeit an unserm Horizont sichtbar werden und dann nie wieder kommen, jedoch von andern Planetensystemen angezogen werden und in ihrem Sternenkreis Ordnung und Ruhe finden können, so finden sich unter den Menschen auch Nebulosen, die sich in ihrem Erdenlauf zu keinem bestimmten Kern auszubilden vermögen; und auch für diese blicken wir getröstet zu Ihm empor, der alle seine Werke vollenden will und vollenden kann. Er hat den ei-

nen Menschen zur Sonne des andern gemacht, und so erblicken wir Rudolph, den armen Sohn der Dämmerung, durch seine Verbindung mit Hertha auf dem Wege zum Leben und zum Licht.

Eva Taube lebte Egeria gleich in dem heiligen Haine verborgen, wo sie die Lehren schöner Lebensweisheit Allen beibrachte, die in ihren Kreis kamen. Lange blühte sie im Sonnenberger Pfarrhaus zierlich und frisch wie eine Rose; sodann welkte sie hin, alterte wie andere Menschen, behielt aber eine unverwelkliche Jugend in ihrem stillen, thätigen Leben als Tochter, Freundin und Mutter schutzloser Kleinen. Sie verheirathete sich nie, und ihre einzige irdische Liebe war — Hertha.

Historische Romane

von

Alexander Dumas.

Die beiden Dianen	16	Bändchen.
Königin Margot	10	"
Die Dame von Monsoreau .	16	"
Die Fünfundvierzig . . .	15	"
Die drei Musketiere . . .	10	"
Zwanzig Jahre nachher . .	15	"
Der Graf von Bragelonne .	41	"
Der Frauenkrieg	8	"
Olympia von Cleves . . .	15	"
Eine Tochter des Regenten .	7	"
Denkwürdigkeiten eines Arztes	27	"
Das Halsband der Königin .	15	"
Ange Pitou	12	"
Die Gräfin von Charny . .	32	"
Der Chevalier von Maison=Rouge	8	"

George Sand,

Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein. und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

Johanna	4	Bdchn.
Spiridion. Mit dem Porträt der Verfasserin	4	„
Consuelo	15	„
Der Müller von Angibault	7	„
Isidora und Teverino	4	„
Gilberte	8	„
Lucrezia Floriani und der Teufelssumpf. Eine Dorfgeschichte	6	„
Der Piccinino	9	„
Bernhard	7	„
Novellen	21	„
Isolde	8	„
Die kleine Fadette. Dorfgeschichte. . . .	3	„
Schloß Oedenweiler	3	„

Neben vorzüglicher Uebersetzung und zweckmäßiger Ausstattung zeichnet sich unsere Ausgabe durch außerordentliche Billigkeit aus; dieselbe ist um die Hälfte wohlfeiler als jede andere Ausgabe und wolle man daher bei Bestellungen unsere Firma bemerken.

